

**Ein Ort zum Trauern:
Sozialräumliche Konstellationen und gesellschaftlich-
politische Bedeutung von Trauerorten für Geflüchtete in
Deutschland**

Masterarbeit

Zur Erlangung des akademischen Grades Master of Arts (M.A.) an der
Philosophischen Fakultät der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover
Historisches Seminar

von

Isabel Ann Herth

Isabel Ann Herth

Masterstudiengang Atlantic Studies in History, Culture and Society

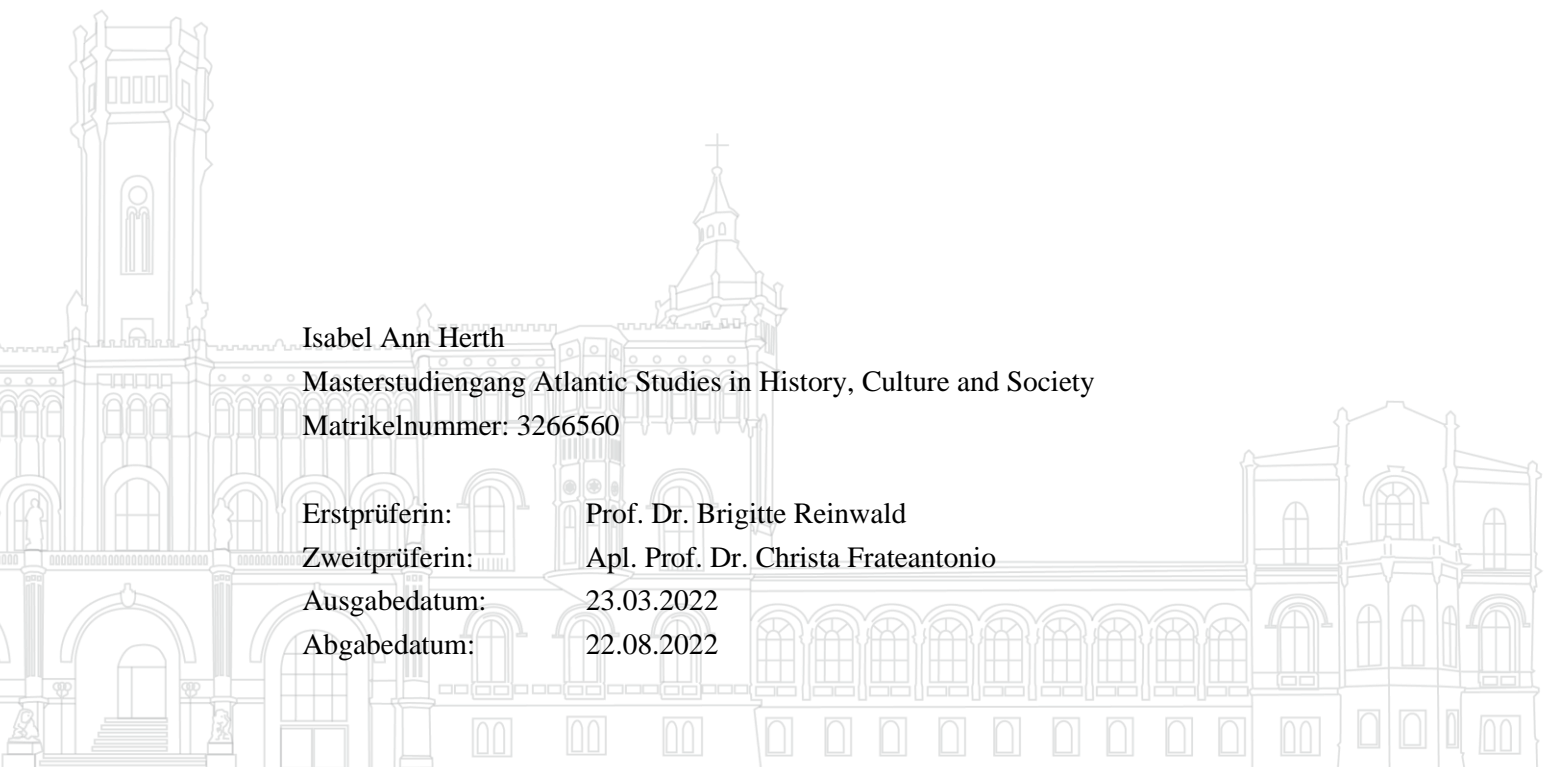
Matrikelnummer: 3266560

Erstprüferin: Prof. Dr. Brigitte Reinwald

Zweitprüferin: Apl. Prof. Dr. Christa Frateantonio

Ausgabedatum: 23.03.2022

Abgabedatum: 22.08.2022



Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis	ii
Abstract	iii
1. Einleitung	1
2. Theoretische Annäherung an Trauer und Raum	2
2.1 Trauerpsychologische Perspektive: Phasen- und Aufgabenmodelle	2
2.2 Paradigmenwechsel: Von Breaking Bonds zu Continuing Bonds	7
2.3 Sozialräumliche Perspektive auf Trauer	8
2.4 Denkmäler als Trauerorte	11
3. Methodisches Vorgehen	12
3.1 Forschungsmethode	13
3.2 Auswahl und Akquise der Interviewpartner*innen	14
3.3 Rolle als Expert*in	14
3.4 Durchführung der Interviews	15
3.5 Auswertung der Interviews	15
4. Vorstellung der Interviewpartner*innen	17
4.1 Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge Düsseldorf	17
4.2 Psychosoziales Zentrum für Flucht und Trauma Mainz	18
4.3 Ökumenische Migrationsarbeit im Landkreis Biberach	20
4.4 Evangelische Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen (Bremen)	21
4.5 Bürgerinitiative „Cadenberge Hilft“	22
4.6 Seebrücke Wuppertal	23
5. Auswertung der Interviews	24
5.1 Entstehungskontext	24
5.2 Beteiligte Akteur*innen im Entstehungsprozess	25
5.3 Kommunikation	26
5.4 Zielgruppe	27

5.5 Partizipation Geflüchteter als Betroffenenengruppe im Entstehungsprozess	28
5.6 Gestaltung.....	29
5.7 Funktion	35
5.8 Nutzung	37
5.9 Herausforderungen	41
5.10 Gelingensfaktoren	44
5.11 Hinweise für die Umsetzung in Hannover	46
6. Diskussion.....	47
7. Ausblick: Ein Trauerort für Geflüchtete in Niedersachsen?	51
8. Fazit	54
Literaturverzeichnis	56
Selbstständigkeitserklärung	60
Anhangsverzeichnis.....	61
Anhang	62

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Interviewpartner*innen	16
Abbildung 2: Trauerort des Psychosozialen Zentrums für Flüchtlinge Düsseldorf e.V.	18
Abbildung 3: Trauerort des Psychosozialen Zentrums für Flucht und Trauma Mainz	19
Abbildung 4: Gedenkort der Ökumenischen Migrationsarbeit im Landkreis Biberach	20
Abbildung 5: Gedenkort der Evangelischen Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen	21
Abbildung 6: Gedenkort der Bürgerinitiative "Cadenberge Hilft"	22
Abbildung 7: Gedenkort der Seebrücke Wuppertal	23
Abbildung 8: Räume der Stille auf dem Stadtfriedhof Ricklingen	52

Abstract

Trauer und Raum stehen in wechselseitiger Beziehung zueinander: Trauer ist geprägt von den Räumen, innerhalb derer sie stattfindet. Gleichzeitig kann Raum in vielfältiger Weise zum Medium für den Ausdruck von Trauer werden. Geflüchtete haben in Deutschland oftmals aufgrund von strukturellen Bedingungen keinen Zugang zu verschiedenen inneren und äußeren Räumen der Auseinandersetzung mit Trauer. Gegenstand dieser Arbeit sind deshalb Räume, die aktiv zu diesem Zweck geschaffen wurden. In sechs leitfadengestützten, teilnarrativen Expert*inneninterviews mit den Initiator*innen bestehender Trauer- und Gedenkorte für Geflüchtete in Deutschland wird der Frage nachgegangen, wie diese Orte sozialräumlich konsteliert sind und welche gesellschaftlich-politische Bedeutung sie haben. Dabei wird deutlich, dass sich die Funktionen dieser Orte in einem Spannungsfeld zwischen individuellen Trauer- und Erinnerungsprozessen und gesellschaftlich-politischem Protest bewegen. Hinsichtlich der Nutzung dieser Orte durch die Betroffenengruppe lassen sich aus den Interviews Kernpunkte ableiten, die abschließend vor dem Hintergrund bestehender Strukturen in Niedersachsen als Reflexionsbasis dienen und Anknüpfungspunkte für eine mögliche Implementierung in Hannover liefern.

Mourning and space are interrelated: Mourning is shaped by the spaces within which it takes place. At the same time, space can become a medium for the expression of grief in many ways. Due to structural conditions, refugees in Germany often do not have access to various inner and outer spaces for dealing with grief. Subject of this thesis are therefore sites of mourning for refugees in Germany that have been actively created for this purpose. In six structured, semi-narrative expert interviews with the initiators of existing sites of mourning and remembrance for refugees in Germany, the question of how these places are socio-spatially constelated and what socio-political significance they have is explored. It becomes clear that the functions of these places are located between individual mourning and remembrance processes and sociopolitical protest. With regard to the use of these places by the target group, key aspects can be derived from the interviews, which finally serve as a basis for reflection against the background of existing structures in Lower Saxony and provide starting points for a possible implementation in Hanover.

1. Einleitung

„Damit Freude einen Platz im Leben finden kann, braucht die Trauer einen Ort“. Mit diesem Satz weist das Psychosoziale Zentrum für Flüchtlinge Düsseldorf (2009, S. 20) auf die besondere Situation geflüchteter Menschen in Trauerfällen hin. Wenn Menschen vor Krieg und Verfolgung fliehen, verlieren sie nicht nur ihre Heimat, ihre Ziele, ihre Hoffnungen, sondern auch geliebte Menschen. Fluchterfahrungen sind untrennbar mit Trauer verbunden. Durch die prekäre Situation in ihren Herkunftsländern erleben Geflüchtete häufiger den Tod von Menschen, die ihnen nahestehen. Ihnen ist es oft aus unterschiedlichen Gründen nicht möglich, sich von Angehörigen zu verabschieden oder ihre Grabstätten aufzusuchen. In manchen Fällen existieren diese nicht einmal. Menschen, die auf den immer gefährlicher werdenden Fluchtrouten sterben, haben oft kein Grab. So fehlt es an Orten, an denen Geflüchtete sich ihren Angehörigen nahe fühlen und sich mit dem Verlust und der Trauer auseinandersetzen können. In Deutschland angekommen, wird die Auseinandersetzung mit Verlust und Trauer durch Postmigrationsstressoren, wie beispielsweise der unsicheren Aufenthaltsperspektive oder Diskriminierungserfahrungen, erschwert (vgl. Flory 2022, S. 30). Diesem Problemzusammenhang bin ich mir im Rahmen meiner Arbeit beim Netzwerk für traumatisierte Flüchtlinge in Niedersachsen e.V. (NTFN), dem größten psychosozialen Zentrum für psychisch belastete und traumatisierte Geflüchtete in Niedersachsen, bewusst geworden. Im Rahmen dieser Arbeit findet daher eine theoretische Annäherung an den Zusammenhang von Trauer und Raum aus verschiedenen Perspektiven statt. Aus trauerpsychologischer Perspektive werden dafür zunächst die gängigen Phasen- und Aufgabenmodelle von Verena Kast und William Worden sowie grundlegende Annahmen über Trauer, die diesen Modellen zugrunde liegen, dargestellt. Aus sozialräumlicher Perspektive folgt eine Darstellung verschiedener innerer und äußerer Räume, in denen die Auseinandersetzung mit den Verstorbenen stattfindet, gefolgt von einer Problematisierung, zu welchen dieser Räume Geflüchtete in Deutschland keinen Zugang haben. Daraus wird die Notwendigkeit abgeleitet, Räume für Trauer zu schaffen. Wenige solcher Orte existieren bereits in Deutschland. In sechs leitfadengestützten, teilnarrativen Expert*inneninterviews mit den Initiator*innen bestehender Trauer- und Gedenkorte wird der Forschungsfrage dieser Arbeit nachgegangen: *Wie sind Trauer- und Gedenkorte sozialräumlich konstituiert und welche gesellschaftlich-politische Bedeutung haben sie?* Abschließend wird vor dem Hintergrund bestehender Strukturen in Niedersachsen ein Ausblick für die Implementierung eines Trauerortes in Hannover gegeben.

2. Theoretische Annäherung an Trauer und Raum

Eine theoretische Annäherung an das Thema Trauer ist aus verschiedenen Perspektiven möglich. Je nachdem wie Trauer definiert wird, ist sie Gegenstand unterschiedlicher Fachrichtungen. Für eine Annäherung an dieses komplexe Feld ist es hilfreich, den anglo-amerikanischen Trauerbegriff auszudifferenzieren. Die drei Begriffe, die in diesem Kontext häufig verwendet werden, sind *bereavement*, *grief* und *mourning*. Ersteres bezeichnet die „objektive Situation von Menschen, die eine signifikante Person durch Tod verloren haben“ (Lammer 2004, S. 37). *Grief* meint die „individuell-subjektive Reaktion auf den Todesfall“, also die „Trauerreaktionen“ oder „Trauersymptome“ (Lammer 2004, S. 37). *Mourning* bezeichnet das „nach außen hin sichtbare, expressive Trauerverhalten“ (Lammer 2004, S. 37). *Bereavement* ist also als Oberbegriff oder Ursache für *grief* und *mourning* zu verstehen. In dieser Unterscheidung wird deutlich, dass *grief* und *mourning* Untersuchungsgegenstände verschiedener Disziplinen sind, auch wenn sich die Phänomene in der Praxis oft überschneiden. Das öffentlich sichtbare Trauerverhalten ist in der Regel stark von kulturellen Normen und Erwartungen geleitet und somit dem Bereich der Soziologie und Anthropologie zuzuordnen, während das subjektive Trauern „individuell-existenziell“ geprägt und somit Gegenstand der Psychologie ist (vgl. Lammer 2004, S. 37f.). Für diese Arbeit sind beide Phänomene relevant. Die psychologische Perspektive liefert Erkenntnisse zur enormen Variationsbreite von Trauersymptomen und ihrer zeitlichen Abfolge, während die soziologische Perspektive den soziokulturellen und rituellen Kontext des Trauerns in den Fokus rückt. Ergänzt wird die Arbeit durch eine sozialräumliche Perspektive, in der Raum nicht als Container (also als unveränderlicher Behälter, der mit Inhalt gefüllt werden kann) sondern als relational verstanden wird. Nach diesem Raumverständnis lassen sich Raum und Inhalt nicht voneinander trennen. Vielmehr sind „Raum und körperliche Objekte“ untrennbar aufeinander bezogen (Schroer 2019, S. 28). Dadurch wird die Entstehung des Raums durch soziale Praxis, Handlungen oder Kommunikation betont (vgl. Schroer 2019, S. 27f.). In anderen Worten wird der Raum so zum Ergebnis der Beziehung zwischen „Dingen, Tätigkeiten, Menschen, Institutionen, Normen und Regeln“ (Löw und Sturm 2019, S. 15). Vor diesem theoretischen Hintergrund werden Trauerorte für Geflüchtete in Deutschland betrachtet.

2.1 Trauerpsychologische Perspektive: Phasen- und Aufgabenmodelle

Im Kontext der Säkularisierung rücken zunehmend psychologische Perspektiven auf Trauer in den Vordergrund. In Deutschland beispielsweise sinken seit den 1960er Jahren die Mitgliedszahlen beider christlicher Volkskirchen kontinuierlich. Kirchliche Bestattungs- und

Trauerrituale werden zunehmend von säkularen abgelöst. Das zeigt exemplarisch der Rückgang kirchlicher Bestattungen in Westdeutschland von 1970 bis 2000 um knapp 19%. Diese Lücke wird durch Anbieter aus dem Bestattungsgewerbe gefüllt (vgl. Lammer 2004, S. 52ff.). Ähnliche Entwicklungen lassen sich auch in anderen europäischen Ländern und den USA beobachten. In diesem Kontext ist es also nicht überraschend, dass seit den 1960er Jahren viele Trauertheorien und andere Beiträge zur Trauerforschung in diesen Ländern veröffentlicht wurden. Innerhalb dieses weiten Feldes nehmen Phasenmodelle eine besondere Stellung ein, da sie am weitesten verbreitet und am populärsten sind (vgl. Lammer 2004, S. 187). Sie sind „erweiterte Symptomatologien“, ordnen also Trauersymptome zu Gruppen von Symptombildern und bringen sie in eine zeitliche Abfolge (Lammer 2004, S. 187). Vertreter*innen dieser prozesshaften Vorstellung von Trauer sind im englischsprachigen Raum Elisabeth Kübler-Ross (1971); im deutschsprachigen Raum Yorick Spiegel (1973) und Verena Kast (1982). Die heute in Deutschland gängige Trauerpsychologie basiert auf Kasts Phasenmodell. Sie definiert Trauer als „die Emotion, durch die wir Abschied nehmen, Probleme der zerbrochenen Beziehung aufarbeiten und so viel als möglich von der Beziehung und von den Eigenheiten des Partners integrieren können, sodass wir mit einem neuen Selbst- und Weltverständnis weiter zu leben vermögen“ (Kast 2015, S. 10). Der Trauerprozess schaffe demnach eine neue Ordnung und ein neues Selbst- und Welterleben im Leben des erschütterten Menschen (vgl. Kast 2015, S. 23). In dieser prozesshaften Vorstellung von Trauer ist der Anfang durch den Verlust eines geliebten Menschen und das Ende durch die Neuorientierung des gesamten Lebensgefüges gekennzeichnet. Damit ist nicht gemeint, dass Trauerbewältigung ein linearer, in sich geschlossener Prozess ist. In jeder Phase seien „Rückfälle“ in die schon durchschrittenen Phasen zu erwarten (vgl. Kast 2015, S. 81ff.).

Jeder Mensch reagiere anders auf den Verlust eines geliebten Menschen. Oft sei die erste Phase (Nicht-Wahrhaben-Wollen) nach der Nachricht vom eingetretenen Tod eines geliebten Menschen durch Empfindungslosigkeit und Starrheit charakterisiert. Nicht selten werden diese Emotionen von physischen Reaktionen wie Übelkeit oder Erbrechen begleitet. Diese erste Phase halte unterschiedlich lange an, bei plötzlichen Todesfällen aber tendenziell länger. Diese "Empfindungslosigkeit, die einhergeht mit dem Nicht-Wahrhaben-Wollen des Verlustes" könne nach Kast nicht als Verdrängung angesehen werden, sondern als Überwältigung von einem zu starken Gefühl, mit dem nicht umgegangen werden kann (vgl. Kast 2015, S. 69f.). Der Phase der Empfindungslosigkeit folge die Phase der aufbrechenden Emotionen: Wut, Zorn, Niedergeschlagenheit, Schmerz, Leid, Freude. Diese Emotionen können sich gegen die verstorbene Person und gegen die trauernde Person selbst richten und dabei

Schuldgefühle auslösen. Massive Ausbrüche dieser Emotionen ereignen sich nach Kast eher beim Tod von Menschen, die „vor ihrer Zeit“ oder plötzlich versterben (Kast 2015, S. 71). In diesen Fällen sei der Tod noch viel unbegreiflicher (vgl. Kast 2015, S. 71ff.). In der dritten Phase des „Suchens und Sich-Trennens“ versuchen Hinterbliebene ihre Geliebten nochmals aufzusuchen und zu finden. Oft geschehe das in den Gesichtszügen anderer (unbekannter) Menschen, an Orten, an denen sich der Verstorbene gerne aufgehalten hat, oder sogar durch die Übernahme von Gewohnheiten des Verstorbenen. "Das vermeintliche Finden stürzt [...] den Trauernden, gerade weil er gefunden zu haben meint und dadurch den Verlust neu erleiden muss, wieder in ein emotionales Chaos" (Kast 2015, S. 72). Dieses Suchverhalten bereite den Menschen darauf vor, ein Leben ohne den Verstorbenen zu führen ohne dabei die geliebte Beziehung ganz aufzugeben. Das "Suchen-Finden-Trennen" erlaube es, sich mit dem Verstorbenen auseinanderzusetzen, "etwas in sich zu entdecken, was mit dem verstorbenen Menschen zusammenhängt, und dennoch zu spüren, dass mit den alten Lebensumständen nicht mehr zu rechnen ist, dass das eigene Welt- und Selbstverständnis umgebaut werden muss" (Kast 2015, 72). Voraussetzung für die vierte Phase des neuen Selbst- und Weltbezugs sei, "dass der Verstorbene nun eine 'innere Figur' geworden ist; sei dies, dass der Trauernde den Verstorbenen als eine Art inneren Begleiter erlebt, der sich auch wandeln darf, sei es, dass der Trauernde spürt, dass vieles, was zuvor in der Beziehung gelebt hatte, nun seine eigenen Möglichkeiten geworden sind" (Kast 2015, S. 73). Der Trauernde baue so eine neue Art der Verbindung mit dem Verstorbenen auf. Alte Lebensmuster werden durch neue ersetzt, ohne dabei den Verstorbenen "einfach zu vergessen". Dass das Leben wieder einen "Sinn" hat, stellen Betroffene erst dann wieder fest, wenn ein neues Selbst- und Welterleben erwachsen sei und "ihnen bewusst wurde, dass der Tod des betrauten Menschen ihnen nicht nur sehr viel genommen, sondern auch viel gebracht hatte", so Kast (2015, S. 81). Mit diesem neuen Selbstbewusstsein verändere sich die trauernde Person und gehe neue Beziehungen ein (vgl. Kast 2015, S. 81ff.).

In Anlehnung an Phasenmodelle wurden Aufgabenmodelle entwickelt. Der amerikanische Trauerforscher William Worden sieht in ihnen zwei Vorteile: sie betonen die aktive Bewältigungsleistung Trauernder und seien für Trauerbegleiter*innen leichter praktisch anzuwenden (vgl. Lammer 2004, S. 212). Phasenmodelle hält Worden zwar für stichhaltig, kritisiert aber ihre Passivität. Sie implizieren, dass Trauernde nichts weiter tun müssten als sie zu durchlaufen und „über sich ergehen zu lassen“. Worden definiert Trauer als aktiven Prozess und leitet aus dieser Annahme Aufgaben ab, die Trauernde in diesem Prozess bewältigen müssen. Die Aufgaben bieten Trauernden die Möglichkeit, aktiv etwas zu unternehmen, um die schwierige Lebensphase zu bewältigen. Aus diesen Aufgaben der Trauerarbeit leitet er analog Aufgaben

der Trauerbegleitung ab (vgl. Worden 2011, S. 44). Ähnlich wie Kasts Phasenmodell setzt auch Wordens Aufgabenmodell keine starre Abfolge voraus, legt aber aufgrund der jeweiligen Definitionen eine gewisse Reihenfolge nah. Trotzdem können die Aufgaben im Laufe der Zeit immer neu oder auch gleichzeitig angegangen und bearbeitet werden. Die Erfüllung der Aufgaben erfordere „echte Mühe“ und gelinge nicht allen Trauernden „gleich gut“ (Worden 2011, 45).

Die erste Traueraufgabe bestehe darin, den Verlust einer geliebten Person als Realität zu akzeptieren. Um zu begreifen, dass dieser Mensch nicht zurückkehren wird, sei es oft hilfreich, den toten Körper zu sehen und berühren. Traditionelle Rituale wie zum Beispiel Beerdigungen helfen vielen Trauernden dabei, den Verlust als Realität zu akzeptieren. War der Abschied vom Toten nicht möglich, können andere Rituale helfen, den Verlust greifbar zu machen (vgl. Worden 2011, S. 45ff.). In der zweiten Traueraufgabe müssen Trauernde den tiefen Schmerz, den sie nach dem persönlichen Verlust erleiden, zulassen und verarbeiten. Die Unterdrückung des Schmerzes könne den Trauerprozess verlängern und sich langfristig auf die (psychische) Gesundheit der Trauernden niederschlagen (vgl. Worden 2011, S. 50ff.). In der nächsten Aufgabe passen sich Trauernde an eine Welt ohne die verstorbene Person an. Diese Anpassung erfolge auf drei Ebenen: extern (Auswirkungen des Verlustes auf die Bewältigung des Alltags), intern (Auswirkungen des Verlustes auf das Gefühl für das eigene Selbst) und spirituell (Auswirkungen des Verlustes auf die eigenen Überzeugungen, Wertvorstellungen und Annahmen über die Welt). Trauernde werden sich darüber bewusst, welche Rollen die verstorbene Person innehatte. Diese müssen sie fortan übernehmen und ggf. neue Fertigkeiten erlernen. Zum einen bedeute das im Trauerprozess zusätzliche Anstrengungen, zum anderen bieten sich neue Lebensmöglichkeiten und die Chance, neue Aufgaben zu bewältigen und das Selbstbewusstsein zu stärken (vgl. Worden 2011, S. 52ff.). In früheren Ausführungen beschrieb Worden die vierte Aufgabe als „emotionalen Rückzug von der verstorbenen Person, so dass emotionale Energie in andere Beziehungen neu investiert werden kann“ (Worden 2011, S. 56). Heute folgt er der Annahme, dass „Menschen sich nicht von den Toten ablösen, sondern nach Möglichkeiten suchen, fortbestehende Bindungen an sie zu erhalten“ (Worden 2011, S. 56). Als vierte Aufgabe müssen Trauernde also inmitten des Aufbruchs in ein neues Leben eine dauerhafte Verbindung zu der verstorbenen Person finden. Dabei gehe es darum, einen neuen, positiv besetzten Platz für den Verstorbenen und Formen des Erinnerens zu finden (vgl. Worden 2011, 56ff.).

In beiden Modellen spielen Rituale eine wichtige Rolle für den Trauerprozess und können diesen günstig beeinflussen. Traditionelle Trauerrituale wie zum Beispiel Beerdigungen helfen Trauernden, den Verlust als Realität zu akzeptieren. War der Abschied vom Toten nicht möglich, können andere Rituale helfen, den Verlust greifbar zu machen (vgl. Worden 2011, S. 45ff.). Neben dieser Funktion geben sie den Hinterbliebenen eine zeitliche, räumliche und soziale Struktur. Rituale rahmen die Zeiterfahrungen ein, formen die räumliche Umgebung und bilden ein soziales Gefüge zwischen den Ritualteilnehmenden (vgl. Mathijssen 2017, S. 15). Ein praktisches Beispiel dafür liefert der griechische Psychotherapeut Jorgos Canacakis, der in den 1970er Jahren die Effektivität der Myroloja-Trauerpraktiken im südlichen Griechenland erforschte. Myroloja sind formalisierte und rituelle Klagesänge, „die den Verlauf und die Struktur des Trauerprozesses ordne[n], das Verhalten und den Umgang der Teilnehmer untereinander ebenso wie die Beziehung zum Verstorbenen“ (Canacakis 1999, S. 89). Trauerkrisen erfassen die Menschen in allen Lebensbereichen. Umso wichtiger seien rituelle Handlungen, die Ordnung und Licht in das entstandene Chaos bringen (vgl. Canacakis 1999, S. 136). Trauerrituale fungieren als eine Form von Krisenhilfe. Durch die festgelegte Abfolge der Handlungen dienen sie den Teilnehmenden als Orientierung und strukturieren Raum und Zeit (vgl. Canacakis 1999, S. 116). Trauerrituale können also zum einen dazu beitragen, den Verlust einer geliebten Person als Realität zu akzeptieren. Zudem ermöglichen sie Trauernden, die durch die Konfrontation mit dem Tod gestörte Kontrolle wieder zu erlangen (vgl. Mathijssen 2017, S. 15).

Phasen- und Aufgabenmodelle stellen also den Versuch dar, „die Vielfalt der Phänomene zu ordnen und auf erkennbare Grundlinien zu reduzieren“ (Lammer 2004, S. 218). Dadurch stehen sie in der Kritik, die Wirklichkeit zu verkürzen und individuelle Unterschiede einzuebnen (vgl. Lammer 2004, S. 218). Eine weitere Einschränkung von trauerpsychologischen Phasenmodellen ist ihre Bezogenheit auf die „westliche, moderne Industriegesellschaft“ (Lammer 2004., S. 25). Hier öffnet sich ein Spannungsfeld zwischen dem Anspruch der Psychologie in gewisser Weise für alle Menschen gleich zu gelten und der Annahme, dass „Trauerverarbeitung resp. Trauerverhalten in hohem Maße kulturell geprägt und gebunden sind“ (Lammer 2004, S. 25). Dieses Spannungsfeld spielt für diese Arbeit insofern eine besondere Rolle, als dass Geflüchtete in Deutschland auf Strukturen treffen, die sich möglicherweise von dem soziokulturellen Kontext des Trauerns in ihren Herkunftsländern unterscheiden. Was die Modelle trotzdem leisten, ist die Darstellung und Verständlichmachung häufig auftretender Trauersymptome und die Charakterisierung dieser als „normal“ und von vorübergehender Natur. Damit lenken sie das Bewusstsein auf den aufmerksamen Umgang mit Trauernden in immer

wieder wechselnden Verfassungen (vgl. Lammer 2004, S. 218). Sie liefern für diese Arbeit ein grundlegendes Verständnis für die Situation Trauernder und erste Anhaltspunkte dafür, mit welchen Hürden Geflüchtete in Trauerfällen konfrontiert sind.

2.2 Paradigmenwechsel: Von Breaking Bonds zu Continuing Bonds

Die Beziehung zwischen den Toten und den Lebenden war das 20. Jahrhundert hindurch Gegenstand wissenschaftlicher Diskussionen. Die meisten Diskurse in Nordamerika und Europa betonten dabei die festen Grenzen zwischen Toten und Lebenden und leiteten daraus die Notwendigkeit ab, die Bindung zu den Toten zu durchbrechen. Obwohl die Verstorbenen nicht vergessen werden sollten, sollten sie einen Platz in der Vergangenheit und der Erinnerung einnehmen und so keine aktive Rolle mehr im zukünftigen Leben der Hinterbliebenen spielen. Seit den 1990er Jahren setzte sich ein anderer wissenschaftlicher Diskurs durch, nämlich dass die Beziehungen zu den Toten normal seien und nicht enden müssten. Trauer wurde als ein fortlaufender Prozess der Anpassung verstanden, bei dem Menschen angesichts des Verlusts eines geliebten Menschen nach einem Sinn suchen (vgl. Mathijssen 2017, S. 38–39).

Diesen Paradigmenwechsel, weg von einem „brechen von Bindungen“ (breaking bonds) hin zu „fortgesetzten Bindungen“ (continuing bonds), lässt sich auch in Wordens Veröffentlichungen zu Traueraufgaben nachvollziehen. Damit folgt er u.a. den Annahmen des amerikanischen Psychologen Dennis Klass, der in empirischen Untersuchungen feststellte, dass trauernde Angehörige die Beziehung zum Verstorbenen weiterleben (vgl. Klass und Steffen 2018). Auch Diplom-Psychologe Roland Kachler betont, dass der oder die Verstorbene eine wichtige Person im Leben vieler Trauernder bleibe. Die Beziehung könne zwar nicht mehr konkret gelebt werden, ginge aber nicht ins Leere. Die verstorbene Person bliebe als Gegenüber in Erinnerungen oder inneren Bildern präsent. Demnach ginge es nicht darum, dass Trauernde eine Näheerfahrung überwinden, sondern den geliebten Menschen als ein Gegenüber zu bewahren und mit ihm in Beziehung zu treten (Nußbaum 2015; Kachler 2017).

In Hinblick auf „continuing bonds“ können Rituale eine Rolle in der fortwährenden Beziehung der Lebenden mit den Toten spielen. Dabei sind sie immer von dem Kontext geprägt, in dem sie stattfinden. Damit sie „gelingen“ können, müssen die rituellen Handlungen, Gesten, Gegenstände, Personen und Orte die Teilnehmenden ansprechen und dürfen nicht weit von ihrem Bezugsrahmen entfernt sein. Die Bedeutung von Ritualen ist dabei nicht einfach gegeben, sondern wird aktiv durch die beteiligten Akteur*innen konstruiert (vgl. Mathijssen 2017, S. 18). Ein Trauerort kann ein solcher Raum für Rituale sein, der eine besondere Relevanz bekommt für Menschen, die die Grabstellen ihrer Angehörigen nicht aufsuchen können. Eine

Annäherung an den Zusammenhang von Trauer und Raum erfolgt deshalb im folgenden Kapitel.

2.3 Sozialräumliche Perspektive auf Trauer

Welche Rolle Räume im Trauerprozess spielen, zeigt u.a. die Untersuchung zu der Bedeutung von Abschiedsräumen für die Trauer von Hinterbliebenen der Theologin und Trauerbegleiterin Sabine Holzschuh. Dieser Untersuchung liegt die Annahme zugrunde, dass der Mensch in einem inneren Verhältnis zum Raum steht und die Trauer dementsprechend mitbestimmt ist von den Räumen, innerhalb derer sie stattfindet. Über die Bedeutung des Raums beim Abschied befragte Holzschuh Trauernde, ihre Begleiter*innen sowie Raumplaner*innen. Im Fokus der Untersuchung standen Aufbahrungsorte in Krankenhäusern, Pflegeeinrichtungen, Hospizen und Bestattungsunternehmen. Die grundlegenden Überlegungen zu Mensch, Raum und Trauer lassen sich aber auch auf andere Orte des Trauerns übertragen. Einfluss auf das Raum-Erleben habe dabei sowohl der vom Menschen real hergestellte Raum, als auch der durch Menschen und ihre Beziehungen zueinander konstruierte, soziale Raum (vgl. Holzschuh 2006, S. 91). Menschen leben und handeln im Raum, in ihm spiele sich das persönliche und kollektive Leben ab. Mensch und Raum seien keine voneinander unabhängigen, homogenen Elemente. Der Raum gehöre untrennbar „als stets mitgegebene Existenzbedingung zum Menschen“ (Holzschuh 2006, S. 21). Folglich sei auch die Trauer eng mit dem Raum verknüpft, in dem sie stattfindet. Als fundamentale menschliche Wirklichkeitserfahrung drücke sich Trauer in verschiedensten Erscheinungsweisen im erlebten Raum aus. Dabei werde der Raum in vielfältiger Weise zum Medium für den Ausdruck von Trauer (vgl. Holzschuh 2006, S. 36). Ein geschaffener, bewusst gestalteter Raum könne förderlich oder einschränkend auf (trauernde) Menschen wirken. Je nach Situation stellen sich daher bestimmte Anforderungen an den Raum. Es sei ein Rahmen notwendig, „der die Scham vor dem Gefühlsverlust anerkennt und ein „Sich-gehen-Lassen“ erlaubt. Um gerade in der Trauer „in vollem Umfang Mensch sein“ zu können, bedürfe es hierfür [...] eines von der Öffentlichkeit abgesonderten Bereichs als Schutz- und Schonraum“ (Holzschuh 2006, S. 63). Individuelle und kollektive Orte der Erinnerung, durch die die Verstorbenen als Teil der (Lebens-)Geschichte lebendig bleiben, seien bedeutsam für das Leben der Hinterbliebenen nach dem Verlust. In rituellen Handlungen an bedeutungsgeladenen Räumen finden Trauernde oftmals (un)bewusst wichtige, persönliche Nähe-Räume zum Verstorbenen (vgl. Holzschuh 2006, S. 39). Das Bedürfnis nach konkreter „VerORTung“ der Trauer werde auch in der Anzahl virtueller Friedhöfe und Gedenkstätten sichtbar. Als rund um die Uhr „betretbare Orte“ haben sie eine besondere Relevanz für

Menschen, die ohne konkreten Trauerort bleiben und dienen als Kommunikationsräume, die frei von lokalen Bindungen sind (Holzschuh 2006, S. 53; Wagner-Rau 2016, S. 33).

Folgt man der räumlich konstruierten, metaphorischen Charakterisierung von Trauer des deutschen Philosophen Peter Sloterdijk, ist Trauer „zunächst nichts anderes als die Anstrengung der Überlebenden, ihre Toten aus dem verwundeten innersten Nahbereich in einen weiter gespannten befriedeten Nähe-Ring zu transportieren“ (Sloterdijk 1998, S. 170). Dieser Ring werde gezogen durch die Trauer – also die psychische Bemühung um den Kompromiss zwischen dem Kummer über den Verlust der Verstorbenen und dem Wunsch, sie in einer anderen Form nahe zu behalten (vgl. Holzschuh 2006, S. 33). Die Toten müssen folglich im inneren Raum neu situiert werden. Sie müssen von einem Ort, an dem sie durchweg schmerzlich zu spüren sind, an einen anderen Ort gebracht werden, an dem sie friedlicher und stiller sind, jedoch trotzdem noch nahe und Teil des Lebens. Die Theologin Ulrike Wagner-Rau beschreibt die Anstrengung wie folgt: „Im befriedeten Nähe-Ring kommen die Repräsentanzen der Toten im Inneren in eine stabilere Ordnung. Sie sind da, aber fordern nicht beständige Aufmerksamkeit. Sie sind nicht vergessen, aber man muss sich nicht dauernd mit ihnen auseinandersetzen. Sie fehlen unter Umständen noch immer, aber sie sind entfernt genug, um keinen Anlass zu der Hoffnung oder auch der Befürchtung zu geben, sie könnten wiederkommen“ (Wagner-Rau 2016, S. 13). Nach und nach gewinne der Verlust im Alltag eine gewisse Selbstverständlichkeit. Dieser Prozess sei nicht linear, vielmehr sei er höchst individuell, beinhalte Um- und Rückwege, Sackgassen, überraschende Wendungen und verlaufe durch unterschiedliche innere und äußere Räume (vgl. Wagner-Rau 2016, S. 14). Wie Holzschuh begreift auch Wagner-Rau Räume nicht als „Behälter“, sondern als „gelebte, wesentlich sozial konstruierte Räume“, die an subjektives Erleben und entsprechende Beziehungserfahrungen gebunden sind (Wagner-Rau 2016, S. 20). Wagner-Rau unterscheidet verschiedene Räume, in denen die Auseinandersetzung mit den Verstorbenen stattfindet: den Raum der Beziehung zum toten Körper, der öffentliche Raum des Totengedenkens, den inneren Raum der Trauernden und seine Projektion der Beziehung in die Außenwelt, den privaten Wohn- und Lebensraum und den virtuellen Raum (vgl. Wagner-Rau 2016, S. 21).

Öffentliche Räume des Gedenkens seien beispielsweise Kapellen, Trauerhallen und Friedhöfe. Besonders Friedhöfe können wichtige äußere Orte sein, die die innere Beziehung zu den Verstorbenen aktivieren. Sie seien aber, in Anbetracht der gegenwärtigen Veränderungen in der Bestattungskultur, nur einer von vielen für den Trauerprozess relevanten Orte (vgl. Wagner-Rau 2016, S. 20). Oft sei die Realisierung des Todes leichter, wenn es einen Raum gebe, in

dem man dem toten Körper begegnen könne. Solche „Zwischenräume“ werden in der Trauertheorie als hilfreich für das Begreifen des Todes angesehen. In Krankenhäusern, Altenpflegeeinrichtungen, Hospizen und Bestattungsunternehmen gewinnen Aufbahrungen daher neue Bedeutung. In diesen Zwischenräumen, in den Tagen zwischen Tod und Bestattung, werden aus Sterbenden Tote und aus Angehörigen Trauernde (vgl. Wagner-Rau 2016, S. 23). Spätestens zum Zeitpunkt der Bestattung stehen Hinterbliebene einem nicht mehr sinnhaft erfahrbaren Beziehungsraum zum Verstorbenen gegenüber, den sie angesichts der unumkehrbaren Tatsache des Todes vom realen Beziehungsraum in einen erinnerten umformen müssen (vgl. Holzschuh 2006, S. 37). Neben realen Räumen des Totengedenkens schaffe sich die Psyche individuelle Erinnerungs- und Erzählräume, in denen die Toten auftreten (vgl. Wagner-Rau 2016, S. 28). Für sich oder im Dialog mit anderen Menschen schaffen Trauernde so einen Raum, in dem die Beziehung zu den Verstorbenen aktiviert und gegenwärtig werde. Dabei besetze die Erinnerung an den Verstorbenen den inneren Raum auf ebenso schmerzliche wie tröstende Weise (vgl. Wagner-Rau 2016, S. 28). Auch der private Lebens- und Wohnraum spiele für die Auseinandersetzung mit dem Verlust eines nahen Menschen eine wichtige Rolle, da er eine räumlich wahrnehmbare Leere hinterlasse (vgl. Wagner-Rau 2016, S. 29). Das anfängliche Festhalten an der früheren Raumordnung und die allmählich wachsende Bereitschaft, diese zu verändern und der neuen Lebenssituation anzupassen spiegele die psychische Situation im Trauerprozess wider und verknüpfe damit den inneren und den äußeren Raum. Diese Empfindungen seien nicht nur auf das Wohnumfeld beschränkt, sondern übertragbar auf andere Räume, die mit Erinnerungen an die Toten verbunden sind (vgl. Wagner-Rau 2016, S. 30f.).

Geflüchtete haben aufgrund struktureller Bedingungen oft keinen Zugang zu diesen Räumen. Äußere, öffentliche Räume wie Trauerhallen und Friedhöfe setzen in der Regel voraus, dass es einen toten Körper gibt, der bestattet werden kann. Menschen, die auf der Flucht ums Leben kommen, können allerdings meist weder geborgen noch in das Herkunfts- oder Zielland überführt werden. Wenn Verwandte oder Freunde im Herkunftsland sterben, ist es Geflüchteten in Deutschland oft asylrechtlich nicht erlaubt oder aufgrund von Sicherheit oder der finanziellen Situation nicht möglich, in das Herkunftsland zu reisen, um sich zu verabschieden. Eine Übergangszeit, in dem der Tod begreifbar wird und Abschied genommen werden kann, gibt es also meist nicht. Je nach Aufenthaltsstatus leben Geflüchtete auch im Ankunftsland weiter in großer Unsicherheit. Das Asylverfahren ist lang und ungewiss, Familiennachzug oft zäh oder sogar ausgeschlossen. Behördengänge, Sprachkurse oder die allgemeine Wohnsituation nehmen oft viel Raum im Alltag der Menschen ein. Nicht selten wird den Menschen Misstrauen und

Ablehnung entgegengebracht. Diese Bedingungen erschweren den Zugang zu individuellen Erinnerungs- oder Erzählräumen. Einige Menschen fliehen außerdem allein oder werden auf der Flucht getrennt, sodass sie keine Bezugspersonen im Ankunftsland haben, denen sie sich anvertrauen oder mit denen sie gemeinsame Erinnerungen an die verstorbene(n) Person(en) teilen können. In manchen Fällen kann das Sprechen über den Tod auch Schambehaftet sein. Die Überlebensfrage wird gestellt: „Warum habe ich überlebt und die anderen nicht?“ (Netzwerk für traumatisierte Flüchtlinge in Niedersachsen e.V. 2021b, S. 9). Weiter ist der aktuelle Wohnraum oftmals nicht der Raum, in dem Erinnerungen mit den Verstorbenen geteilt wurden. Der private Lebens- und Wohnraum steht Geflüchteten im Trauerprozess so oftmals nicht zur Verfügung. Im Gegenteil kann die schlechte Wohnsituation im Trauerprozess sogar einen zusätzlichen Stressfaktor darstellen (vgl. Netzwerk für traumatisierte Flüchtlinge in Niedersachsen e.V. 2021b, S. 19). Hier wird deutlich, dass viele von den von Wagner-Rau definierten Räumen der Auseinandersetzung mit Trauer Geflüchteten verwehrt bleiben. Im Fokus dieser Arbeit stehen deshalb Orte, die aktiv zu diesem Zweck geschaffen wurden. Neben explizit so deklarierten Trauerorten spielen dafür auch Denkmäler eine Rolle, die eine Trauerfunktion innehaben.

2.4 Denkmäler als Trauerorte

Der amerikanische Historiker Jay Winter beschreibt Denkmäler als Orte, an denen das Erinnern als kulturelle Praxis sichtbar wird (vgl. Winter 2012, S. 252). Sein Fokus liegt dabei auf Denkmälern, die im Kontext des ersten Weltkrieges in Europa entstanden sind und damit den Verlust von Menschenleben markieren. Dadurch, dass nach 1914 alle Männer in den Krieg zogen (nicht wie zuvor Söldner, Freiwillige und Berufssoldaten) veränderten sich die sozialen Auswirkungen der Kriegsverluste. In Großbritannien, Frankreich und Deutschland hatte praktisch jeder Haushalt jemanden verloren, der ihm nahestand. Angesichts der statischen Kriegsführung an der Westfront hatten allerdings fast die Hälfte der Gefallenen kein bekanntes Grab. Deshalb standen Denkmäler, auf denen die Namen der Gefallenen einarbeitet wurden im Mittelpunkt des öffentlichen Gedenkens (vgl. Winter 2012, S. 263). Damit hatten diese Denkmäler als Ersatzgräber eine Trauerfunktion inne. Sie gaben zu ihrer Zeit den Hinterbliebenen einen Rahmen und die Legitimation für ihre individuelle und kollektive Trauer (vgl. Winter 1995, 79, 115). Rituale, wie beispielsweise das jährliche Vorlesen der Namen gefallener Soldaten, halfen den Trauernden bei der Verlustbewältigung (vgl. Winter 1995, S. 115). Im Fokus dieser Arbeit stehen deshalb auch Denkmäler als Orte, an denen getrauert werden kann. Richtet man den Blick auf die deutsche Denkmallandschaft erscheine es bemerkenswert, „dass die seit dem ‚Sommer der Flüchtlingssolidarität‘ 2015 besonders kontrovers verhandelte

Zuwanderung von Geflüchteten auf lokaler Ebene bereits mancherorts Einzug in die Erinnerungskultur gehalten hat – und zwar in Form von öffentlichen Denkmälern, also eines klassischen erinnerungskulturellen Mediums, das durch seine Ausrichtung auf Dauer und Beständigkeit sowie den Zugriff auf den limitierten öffentlichen Raum in besonderer Weise einen Konsens markiert“ (Scholz 2021, S. 593). Auch Winter hält das Gedenken an Gedenkstätten für einen Akt, der aus der von einer Gemeinschaft geteilten Überzeugung erwächst, dass das Erinnernte sowohl bedeutsam ist, als auch von einer moralischen Botschaft geprägt. Gedenkstätten materialisieren demnach diese Botschaft (vgl. Winter 2012, S. 253). Bestandteile Scholz‘ Analyse aus dem Jahr 2021 sind unter anderem zwei Denkmäler für Geflüchtete in Biberach und Bremen, welche „speziell an ihre Toten erinnern und als Trauer- und Gedenkorte fungieren“ (Scholz 2021, S. 603). Er zieht hier Parallelen zu deutschen Vertriebenenendenkmälern auf Friedhöfen, welche in großen Teilen eine ähnliche Funktion innehatten. Als Ersatzgräber dienten sie als Orte des Totengedenkens und der Verlustverarbeitung in der neuen Heimat. Durch „die räumliche Integration des Verlorenen an einem materialisierten Erinnerungsorten“ trugen sie außerdem zur Beheimatung in einem neuen Lebensumfeld bei (Scholz 2021, S. 603). Vor diesem Hintergrund werden auch Denkmäler in ihrer Funktion als Trauerorte zum Gegenstand dieser Arbeit.

3. Methodisches Vorgehen

Ziel der Forschung ist es, herauszuarbeiten, wie bestehende Trauer- und Gedenkorte für Geflüchtete in Deutschland sozialräumlich konstelligiert sind und welche gesellschaftlich-politische Bedeutung sie innehaben. In teilnarrativen Expert*inneninterviews mit den Initiator*innen dieser Orte sollen mögliche Spannungsfelder sowie geteilte Erfahrungs- und Erkenntniswerte im Zusammenhang der Entstehung und Nutzung analysiert werden. Die Gütekriterien für die Interviewführung unterscheiden sich dabei von denen quantitativer Forschung. Objektivität als Unabhängigkeit der Messergebnisse von den Untersuchenden ist kein Gütekriterium, da in der Interviewsituation grundsätzlich Subjektivität involviert ist. Die Anforderung ist es vielmehr, diese Subjektivität methodisch zu kontrollieren und reflektieren. Zudem muss die Kontextgebundenheit der erzeugten Texte, also der Kontext der Interviewsituation, sorgfältig gestaltet und in der Auswertung berücksichtigt werden. Eine möglichst große Offenheit ermöglicht dabei die „Entfaltung subjektiven Sinns“ (Helfferich 2019, S. 684). Das folgende Kapitel macht daher die methodische Vorgehensweise der Forschung transparent.

3.1 Forschungsmethode

Leitfadeninterviews sind per Definition „eine vorab vereinbarte und systematisch angewandte Vorgabe zur Gestaltung des Interviewablaufs“ und enthalten „(Erzähl-)Aufforderungen, explizit vorformulierte Fragen, Stichworte für frei formulierbare Fragen und/oder Vereinbarungen für die Handhabung von dialogischer Interaktion für bestimmte Phasen des Interviews“ (Helfferrich 2019, S. 760). Dabei entsteht ein Spannungsfeld zwischen maximaler Offenheit und der Einschränkung dieser Offenheit aus Gründen des Forschungsinteresses und der Zielgruppe. Im Kontext dieser Arbeit sind die Interviews daher stärker informationsbezogen und auf die Erhebung von praxis- und erfahrungsbezogenem Wissen ausgerichtet. Daraus ergibt sich eine stärkere Strukturierung: „Erzählaufforderungen werden zurückgefahren bzw. Fragen spezifischer und enger fokussiert“ (Helfferrich 2019, S. 682). Der verwendete Leitfaden (siehe Anhang 1) kombiniert offene Fragen und Erzählaufforderungen, die in ihrer Logik in Erinnerungs- und Reflexions-/Bewertungsperspektiven unterteilt sind. In einem ersten Schritt wird eine Frage/eine Erzählaufforderung gestellt, die es den Interviewten ermöglicht, sich so frei wie möglich zu äußern und möglichst viele für die Forschung relevante Aspekte anzusprechen. In einem zweiten Schritt werden Nachfragen zu Aspekten gestellt, die im ersten Schritt nicht ausreichend thematisiert wurden (vgl. Helfferrich 2019, S. 676f.). Bei der Erstellung des Leitfadens wurde nach dem *SSPS-Prinzip* vorgegangen: Das Sammeln von Fragen („S“), bei dem zunächst möglich viele für das Forschungsinteresse relevante Fragen zusammengetragen wurden. Anschließend wurden diese Fragen unter Rückbezug auf das Forschungsinteresse darauf hin geprüft („P“), ob sie die Äußerungsmöglichkeiten so öffnen, dass „Neues und Fremdes“ zur Sprache kommen kann, ohne die Erwartung, ein Vorwissen bestätigt zu bekommen. In einem nächsten Schritt wurden die verbleibenden Fragen nach zeitlicher Abfolge und inhaltlicher Zusammengehörigkeit sortiert („S“). Für jedes „Fragenbündel“ wurde ein möglichst erzählgenerierender und wenig Präsuppositionen enthaltender Impuls gewählt, unter den die Einzelaspekte subsumiert („S“) werden konnten, um den Interviewten die Gelegenheit zu geben, die Aspekte spontan anzusprechen. Die untergeordneten Aspekte wurden für Nachfragen in einem zweiten Schritt notiert (vgl. Helfferrich 2019, S. 677f.). Um eine Vergleichbarkeit herzustellen, wurden in allen Interviews die gleichen Themenfelder eingeführt und abgedeckt. Da die Informationslage zu den bestehenden Trauerorten jedoch sehr unterschiedlich ist, wurde der Leitfaden jeweils leicht angepasst. Damit wird vermieden, dass Informationen abgefragt werden, die aus anderen Quellen leicht zugänglich sind. Dabei handelt es sich um einzelne spezielle Sachverhalte, wie zum Beispiel die Finanzierung, die teilweise bereits in anderen Quellen vollständig und eindeutig dokumentiert ist (vgl. Gläser und Laudel 2009, S.

151). Vor allem in Expert*inneninterviews kann dies sonst „als Zeichen von Bequemlichkeit und mangelndem Respekt interpretiert“ werden (Helfferich 2019, S. 682). An den entsprechenden Stellen wurde stattdessen um eine Bestätigung der Informationen gebeten (vgl. Helfferich., S. 682).

3.2 Auswahl und Akquise der Interviewpartner*innen

Die Auswahl der zu interviewenden Personen erfolgte über berufliche Kontakte sowie einer Internetrecherche zu bestehenden Trauer- und Gedenkorten für Geflüchtete in Deutschland. Die Kontakte zu dem Psychosozialen Zentrum für Flüchtlinge Düsseldorf und der Bürgerinitiative „Cadenberge Hilft“ ergaben sich im Rahmen meiner Beschäftigung beim Netzwerk für traumatisierte Flüchtlinge in Niedersachsen. Im Gespräch mit einer Vertreterin des Psychosozialen Zentrums für Flüchtlinge Düsseldorf ergab sich zufällig der Kontakt zu der Seebrücke in Wuppertal. Die beiden Denkmäler in Biberach und Bremen konnten in einem Beitrag des Historikers Stephan Scholz in *Zeithistorische Forschungen* mit dem Titel *Denkmäler für Geflüchtete – Quellen einer postmigrantischen Erinnerungskultur* identifiziert werden. Der Trauerort des Psychosozialen Zentrums für Flucht und Trauma in Mainz wurde ebenfalls durch eine Internetrecherche ermittelt. Nach der Identifikation der bestehenden Orte wurden die zuständigen Ansprechpersonen ermittelt und kontaktiert. Insgesamt wurden sechs Anfragen verschickt und sechs Interviews durchgeführt. Die mit der Anfrage verbundene und ausformulierte Wertschätzung ihrer Arbeit sowie der Hinweis darauf, die gesammelten Erfahrungen bei der Umsetzung eines Trauerortes in Hannover nutzen zu können, wirkten sich dabei sicherlich begünstigend aus. Teilnarrative Expert*inneninterviews sind charakterisiert durch die Führung eines vorbereiteten Leitfadens und die spezielle Auswahl und den Status der Befragten (vgl. Helfferich 2019, S. 669).

3.3 Rolle als Expert*in

Expertenwissen kann von der interviewten Person gelöst werden. Im Interview geht es folglich um die Expertise der Interviewten als „Sonderwissen“, welches in besonderem Maß verallgemeinbar und gültig ist (vgl. Helfferich 2019, S. 681). Das heißt allerdings nicht, dass das Expert*innenwissen „allgemeingültig“ ist. Die historische Wandelbarkeit von Expert*innenwissen und die Differenzen in den Meinungen innerhalb der Gruppe von Expert*innen zeigen, „dass die beanspruchte Verallgemeinerbarkeit des Expert[*inn]enwissens nicht mit einer Objektivität der Meinung gleichgesetzt werden kann und auch in Expert[*inn]eninterviews subjektive Deutungen gefunden werden“ (Helfferich 2019, S. 680f.). Die Initiator*innen bestehender Trauer- und Gedenkorte in Deutschland gelten in dieser Arbeit insofern als

Expert*innen, dass sie über ein spezifisches „Rollenwissen“ verfügen: „Insiderwissen über institutionelle Abläufe, Wissen über Hintergründe und Kontexte über sonst schwer zugänglichen, kleinräumigeren Erfahrungsbereichen“ (Meuser & Nagel 2005 in Helfferich 2019, S. 681).

3.4 Durchführung der Interviews

Da Trauer- und Gedenkorte in ganz Deutschland Gegenstand der Forschung sind, wurde sich in Hinblick auf zeitliche und finanzielle Ressourcen für die digitale Durchführung der Interviews per „Zoom“ oder „Teams“ entschieden. Die Gespräche konnten alle ohne Störfaktoren durchgeführt werden. Vor dem Interview wurden die Interviewpartner*innen basierend auf dem Prinzip der informierten Einwilligung über das Ziel der Forschung und ihre Rolle für die Erreichung dieses Zieles in Kenntnis gesetzt (vgl. Gläser und Laudel 2009, S. 144). Die ausdrückliche Genehmigung für eine Aufzeichnung des Gespräches wurde sowohl schriftlich als auch mündlich eingeholt und über den Umgang mit persönlichen Daten informiert (siehe Anhang 8). Die Interviews wurden zeitnah im Anschluss an die jeweilige Durchführung transkribiert. Die Transkription als konstruktiver Prozess ist dabei immer mit Informationsverlust und Interpretation verbunden (vgl. Kowal und O'Connell 2007, S. 440). Da der Fokus im Kontext dieser Arbeit auf dem Inhalt der Expert*innenaussagen liegt und nicht darauf, *wie* dieses vermittelt wird, konnte auf ein vereinfachtes Transkriptionssystem zurückgegriffen werden. Pausen, Lachen, Stottern und paraverbale Äußerungen wurden nicht festgehalten, es sei denn sie geben einer Aussage eine andere Bedeutung. Es wurde in Standardorthographie verschriftlicht und keine literarische Umschrift verwendet, z.B. „da *habe* ich noch *eine* Idee“ statt „da *hab* ich noch *ne* Idee“ (vgl. Gläser und Laudel 2009, S. 194; vgl. Kowal und O'Connell 2007, S. 440). Sprache und Interpunktion wurden dementsprechend leicht geglättet und an das Schriftdeutsch angenähert. Die Satzform wurde aber auch dann beibehalten, wenn sie Fehler enthält. Jeder Sprechbeitrag wurde als eigener Absatz transkribiert und gekennzeichnet. Zustimmende Lautäußerungen der Interviewenden Person (mhm, aha, etc.) wurden nicht transkribiert (vgl. Kuckartz 2016, S. 166ff.). Die Interviews dauerten zwischen 40 und 50 Minuten, sodass insgesamt etwa fünf Stunden Gesprächsmaterial zur Auswertung zur Verfügung standen (siehe Anhang 2-7).

3.5 Auswertung der Interviews

Nach der Transkription der Audiodateien folgte die Auswertung des Materials in Anlehnung an die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (Mayring und Fenzl 2019). Um Aussagen der Expert*innen zu gleichen Themenschwerpunkten der Übersichtlichkeit halber in Gruppen

bündeln zu können, wurde das Verfahren der deduktiven Kategorienbildung genutzt. Dabei handelt es sich um eine Methode, bei der die Kategorien schon vor den Gesprächen gebildet werden, um diese vorab zu strukturieren und bestimmte Inhalte aus den Gesprächen zu extrahieren. Diese deduktiven Kategorien ergaben sich aus den theoretischen Vorüberlegungen und dem Leitfaden: Entstehungskontext, beteiligte Akteur*innen, Zielgruppe, Partizipation, Kommunikation, Gestaltung, Nutzung, Funktion, Herausforderungen und Gelingensfaktoren. Gleichzeitig wurde gegen über Aussagen, die keiner dieser Kategorien zuzuordnen waren, eine Offenheit bewahrt, sodass sich induktiv eine zusätzliche Kategorie ergab: Hinweise für die Implementierung eines Trauerortes in Hannover. Das transkribierte Material wurde analysiert und die Aussagen der Expert*innen den entsprechenden Oberkategorien zugeordnet. So konnten Aussagen gleicher Thematik der Übersichtlichkeit halber in Gruppen gebündelt und für die Beantwortung der Forschungsfrage aufbereitet werden. Mit diesem Vorgehen konnten die Inhalte der Interviews mit dem Ziel analysiert werden sie zu ordnen und darzustellen, um gemeinsame Erfahrungs- und Erkenntniswerte sowie Spannungsfelder sichtbar zu machen und zu akzentuieren. Auf das Heranziehen einer Kodier-Software wurde in Hinblick auf den Umfang des Datenkorpus verzichtet. Relevante Häufigkeiten konnten bei der vorliegenden Datenmenge ohne Probleme ermittelt werden. Um komplexe Prozesse zu reduzieren wurden Aussagen zum Teil paraphrasiert. Direkte Zitate sind in der Auswertung als solche unter Angabe von Zeilennummern gekennzeichnet. Um den Lesefluss zu verbessern werden für diese Verweise Kürzel verwendet, die sich nach einer Kategorisierung in Trauer- und Gedenkort sowie der Reihenfolge zusammensetzen, in der die Interviews geführt wurden. Die Kategorisierung in Trauer- und Gedenkort erfolgte in Anlehnung an die Eigenbezeichnungen der Initiator*innen auf ihren Websites und in den Interviews (siehe Abbildung 1). Angesichts der Gütekriterien qualitativer Forschung ist hier hervorzuheben, dass die Prozesse der Transkription und der Auswertung immer interpretative, subjektive Schritte sind. Transparenz und Nachvollziehbarkeit der Forschung sind jedoch durch die Offenlegung und Dokumentation der Vorgehensweise (Leitfaden, Kategorien, Verweise) gegeben.

Gedenkort in Biberach	G1
Gedenkort in Bremen	G2
Gedenkort in Wuppertal	G3
Gedenkort in Cadenberge	G4
Trauerort in Mainz	T1
Trauerort in Düsseldorf	T2

Abbildung 1: Interviewpartner*innen (eigene Darstellung)

4. Vorstellung der Interviewpartner*innen

Im Folgenden Kapitel werden die Initiator*innen bestehender Trauer- und Gedenkorte für Geflüchtete in Deutschland kurz vorgestellt. Dabei handelt es sich um zwei Psychosoziale Zentren in kirchlicher Trägerschaft, einen Wohlfahrtsverband, eine evangelische Kirchengemeinde und zwei Bürgerinitiativen. Für ein besseres Verständnis der Interviewauswertung in Kapitel 5 werden an dieser Stelle außerdem erste Einblicke in die Gestaltung der Trauer- und Gedenkorte gegeben.

4.1 Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge Düsseldorf

Im Jahr 2011 entstand der erste Trauerort für Geflüchtete in Deutschland in Düsseldorf. Initiiert wurde er vom Psychosozialen Zentrum für Flüchtlinge Düsseldorf e.V., einer Beratungs- und Therapieeinrichtung für traumatisierte und psychisch belastete Geflüchtete. Jährlich finden dort mehr als 1.000 Menschen aus über 50 Ländern in 20 Sprachen Unterstützung. Zusätzlich bietet das PSZ Fortbildungen für Fachkräfte und Ehrenamtliche zu trauma- und asylspezifischen Themen an. Das PSZ ist ein gemeinnütziger Verein, der 1987 gegründet wurde und Mitglied im „Diakonischen Werk Rheinland-Westfalen-Lippe e. V. – Diakonie RWL“ und dadurch zugleich dem Bundesspitzenverband „Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e. V.“ (EWDE) angeschlossen ist. Finanziert wird die Arbeit durch Mittel von Bund, Land und Kommune, durch Projektförderung der EU, der UN und verschiedener Stiftungen sowie durch Spenden, Mitgliedsbeiträge und Kollekten (vgl. Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge in Düsseldorf). Der Trauerort ist in der Form eines Schneckenhauses entworfen. Der Zugang erfolgt über einen spiralförmigen Weg, der leicht abwärts laufend zu einem Mittelpunkt führt. In der Mitte der Spirale befindet sich eine flache, eingelassene Schale, die verschiedenen Bedürfnissen entsprechend genutzt werden kann. Umrundet ist das innere Zentrum der Spirale von Sitzbänken und hochgewachsenem Bambus, der den Trauerort begrenzt und abschirmt (vgl. Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge in Düsseldorf 2010, S. 56ff.).



Abbildung 2: Trauerort des Psychosozialen Zentrums für Flüchtlinge Düsseldorf e.V. (PSZ Düsseldorf, 2011)

4.2 Psychosoziales Zentrum für Flucht und Trauma Mainz

Nach Düsseldorfer Vorbild entstand 2018 an Rande der Mainzer Altstadt der bundesweit zweite Trauerort für Geflüchtete. Das Psychosoziale Zentrum für Flucht und Trauma gehört zum Caritasverband Mainz e.V. und richtet sich an Menschen, die durch Gewalterlebnisse im Heimatland und auf der Flucht traumatisiert sind und Menschen, die aufgrund von fluchtbedingten Problemen psychisch leiden. Es bietet Psychosoziale Beratung, Psychotherapie und Unterstützung beim Zugang zur Regelversorgung an. Durch den Einsatz geschulter Sprachmittler*innen werden dabei Sprachbarrieren abgebaut. Kooperationen bestehen zwischen dem PSZ und zuständigen Behörden, Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, niedergelassenen Ärzt*innen, ambulanten und stationären Einrichtungen des Gesundheitssystems, Mitarbeiter*innen von Gemeinschaftsunterkünften und Fachdiensten für Migration. Gefördert wird das PSZ von dem Ministerium für Familie, Frauen, Kultur und Integration, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Landeshauptstadt Mainz, Kreis Mainz-Bingen und der Johannes Stiftung Bistum Mainz (vgl. Caritasverband Mainz e.V.). Der Trauerort besteht aus zwei Gestaltungselementen: Einem bereits bestehenden Denkmal aus Naturstein, welches durch eine Skulptur aus zwei bankartigen, halbkreisförmigen Objekten ergänzt wird (vgl.

Beckert 2018; siehe Abbildung 3). Die Künstlerin Dr. Doaa Mohamed Elsayed beschrieb die Installation auf der Eröffnungsfeier im April 2018 als zwei Arme, die Trauernden Trost spenden sollen: „Normalerweise gibt es für jeden Toten ein Begräbnis – doch nicht für die, um die es hier geht. Keine Freunde kommen am Grab zusammen, nehmen die Trauernden in den Arm und zeigen: Du bist nicht allein! Deshalb sind die zwei sich gegenüberliegende halbrunde Skulpturen Arme. Arme, die einen Raum schaffen, in dem die Trauenden Frieden finden, Geborgenheit, Sicherheit. Damit sie endlich loslassen können. Wer hierher kommt, darf seine Schmerzen gehen lassen, darf sich diesen Armen anvertrauen. Und der Stein ruht in diesem Moment wie die Seele der Verstorbenen in Stille vor ihnen“ (Caritasverband Mainz e.V. 2018, S. 20).



Abbildung 3: Trauerort des Psychosozialen Zentrums für Flucht und Trauma Mainz (Caritasverband Mainz e.V. 2018, S. 29)

4.3 Ökumenische Migrationsarbeit im Landkreis Biberach

In Biberach hat die Ökumenische Flüchtlingsarbeit von Caritas und Diakonie (ÖMA) einen Gedenkort für Menschen die auf der Flucht gestorben sind initiiert und im Oktober 2016 eröffnet. Die ÖMA versteht sich als Ansprechpartnerin für alle im Bereich von zugewanderten Menschen Engagierten im Landkreis Biberach und in den katholischen Dekanaten Biberach und Saulgau bzw. im evangelischen Kirchenbezirk Biberach (vgl. Caritas Biberach-Saulgau). Nach „langjähriger positiver ökumenischer Erfahrung in den Asylarbeitskreisen“ wurde sie im Jahr 2015 von der evangelischen und der katholischen Kirche gegründet. In deren Auftrag unterstützt die ÖMA zugewanderte Menschen, ehrenamtlich engagierte und deren örtliche Initiativen. Träger sind die Caritas Biberach-Saulgau und die Diakonische Bezirksstelle des evangelischen Kirchenbezirks Biberach (vgl. Caritas Biberach-Saulgau). Im Zentrum des Gedenkortes steht ein „zerbrochenes Boot, aus dessen Mitte – auf einem Totenbrett dargestellt – eine Hand wie aus einer Wasseroberfläche herausragt“ (Braß 2018). Es soll an die „überladenen, nicht seetauglichen“ Boote erinnern, auf denen viele Menschen das Mittelmeer überqueren (Dreher 2016). Ergänzt wird das Denkmal durch eine Tafel, deren Text von Geflüchteten aus Gambia und Syrien formuliert und dreisprachig gestaltet wurde und auf die Motive verweist, die Menschen zur Flucht bewegen: „Auf der Suche nach Geborgenheit, nach Freiheit und nach Frieden“ (Scholz 2021, S. 605; Braß 2018; siehe Abbildung 4).



Abbildung 4: Gedenkort der Ökumenischen Migrationsarbeit im Landkreis Biberach (Braß 2018)

4.4 Evangelische Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen (Bremen)

Die evangelische Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen (Bremen) errichtete 2018 auf Initiative des Arbeitskreises Asyl ein Mahnmal zum Gedenken an die Fluchttopfer auf ihrem Gelände (vgl. Ev. Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen). Seit 1995 hat die Gemeinde zwei Standorte mit jeweils einer Kirche, einem Gemeindezentrum und einem Kindergarten. An der Arster Kirche befindet sich ein Friedhof, auf dem auch der Gedenkort für Geflüchtete errichtet wurde (vgl. Bremische Evangelische Kirche 2021; Ev. Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen 2018). Der Gedenkort ist gestaltet als eine „liegende Bronze-Skulptur in Form eines Wellen-Teppichs, der das Meer und den Wüstensand symbolisieren soll, in denen Flüchtlinge auf dem Weg nach Europa heute vielfach ums Leben kommen“ (Scholz 2021, S. 605). Die eingearbeitete Aufschrift besteht aus dem Bibelzitat „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen“ (Offenbarung 21,4) sowie dem Zusatz „Im Gedenken an alle Menschen, die vor Krieg, Not und Verfolgung flohen und auf dem Weg zu uns ihr Leben verloren haben“ (Ev. Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen 2018). Die ungleichmäßige Schrift soll die Unruhe des Meeres symbolisieren und den Eindruck entstehen lassen, als würden die Buchstaben auf diesen Wellen schwimmen (vgl. Schmidt 2020; siehe Abbildung 5).



Abbildung 5: Gedenkort der Evangelischen Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen (Ev. Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen 2018)

4.5 Bürgerinitiative „Cadenberge Hilft“

In Cadenberge im Landkreis Cuxhaven wurde im November 2020 ein Denkmal für alle auf der Flucht gestorbenen Menschen eingeweiht. Dafür kooperierte die Bürgerinitiative „Cadenberge Hilft“ mit einer lokalen Schule, einem bildenden Künstler und Kunstpädagogen, sowie der evangelischen Kirche in Cadenberge, auf deren Gelände das Denkmal errichtet wurde. Die Bürgerinitiative gründete sich 2015, nachdem in der Gemeinde eine Notunterkunft für Geflüchtete eröffnet wurde. Zu der Zeit engagierten sich über 80 Ehrenamtliche in verschiedenen Bereichen – einem Kontaktcafé, einer Nähstube, bei der Begleitung zu Terminen sowie bei Freizeitangeboten und Ausflügen (vgl. Cadenberge Hilft). Der Gedenkort besteht aus Grabsteinfragmenten, die die Wellen des Meeres symbolisieren sollen. Auf ihnen ist der Anfangsbuchstabe des Wortes „Mensch“ auf 20 verschiedenen Sprachen eingearbeitet. Ergänzt werden die Fragmente von einem stilisierten, halbgekerterten Holzschiff (vgl. Cadenberge Hilft 2020; siehe Abbildung 6).



Abbildung 6: Gedenkort der Bürgerinitiative "Cadenberge Hilft" (Cadenberge Hilft 2020)

4.6 Seebrücke Wuppertal

Im Mai 2022 wurde der Gedenkort für Menschen, „die vor Krieg, Not oder Verfolgung aus ihrer Heimat geflohen sind, an Europas Grenzen den Tod gefunden haben oder in noch größeres Elend als zuvor geraten sind“ von der Seebrücke Wuppertal eingeweiht (Seebrücke Wuppertal). Die Seebrücke ist eine 2018 gegründete internationale Bewegung, getragen von verschiedenen Bündnissen und Akteur*innen der Zivilgesellschaft. Sie solidarisiert sich mit allen Menschen auf der Flucht und fordert von der deutschen und europäischen Politik sichere Fluchtwege, die Entkriminalisierung der Seenotrettung und eine menschenwürdige Aufnahme der Menschen, die fliehen mussten (vgl. Seebrücke Wuppertal). Gestaltet ist der Gedenkort durch Beete in Wellenform, einem halb untergegangenen Boot was darin liegt und einer Informations-Steele (vgl. Stein 2022; siehe Abbildung 7).



Abbildung 7: Gedenkort der Seebrücke Wuppertal (Seebrücke Wuppertal 2022)

5. Auswertung der Interviews

Im Folgenden Kapitel werden die Aussagen der Initiator*innen bestehender Trauer- und Gedenkorte für Geflüchtete in Deutschland den Oberkategorien entsprechend gebündelt und aufbereitet.

5.1 Entstehungskontext

In drei von sechs Fällen werden im Zusammenhang mit dem Entstehungskontext explizit die Berührungspunkte mit persönlichen Verlustgeschichten genannt. In einem Fall äußerten sowohl Geflüchtete als auch Ehrenamtliche das Bedürfnis nach einem Gedenkort, nachdem es einige familiäre Todesfälle im Leben der Geflüchteten, die zur Entstehungszeit in dem Landkreis lebten, gab. Es brauchte einen Ort, „an dem die Trauer gelassen werden konnte um psychisch damit fertig zu werden“ (G1, 24ff.). Viele Familienmitglieder syrischer Geflüchteter seien zu der Zeit bei der Überfahrt über das Mittelmeer ertrunken: „einem Familienvater mussten wir dann die Todesnachricht bringen, seiner kompletten Familie, der kleinen Kinder auch. Das hat uns doch sehr mitgenommen“ (G1, 30ff.). Auch in einem zweiten Fall bewegte die Initiator*innen ein Einzelschicksal zu der Errichtung eines Trauerortes. Eine Familie aus Afghanistan, ein Vater mit drei Töchtern, habe die Mutter und Ehefrau auf der Flucht verloren. Mit viel Mühe konnte sie auf Lesbos ausfindig gemacht und nach Deutschland geholt werden. Lange Zeit aber habe die Familie in dem Glauben gelebt, dass die Mutter und Ehefrau verstorben sei. In diesem Kontext entstand die Idee einen Ort einzurichten, „wo alle, die durch schlimmste Verluste betroffen sind, die Möglichkeit haben, ihrer Angehörigen zu gedenken“ (G4, 26ff.). Im dritten Fall hatten die Initiator*innen als Mitarbeitende einer psychosozialen Einrichtung in Gesprächen mit Geflüchteten viel mit dem Thema Trauer zu tun: „Um Angehörige, die jetzt im Krieg gestorben sind, oder erkrankt sind und nicht behandelt werden konnten, oder einfach alt waren, die auch vermisst sind, und im übertragenen Sinn natürlich auch Verlust von Heimat, von Freunden, vom ganzen sozialen Netz“ (T2, 5ff.). Daraus entstand im Team der Wunsch nach einem Ort, an dem man mit dieser Trauer „handelnd“ umgehen könne, der aber ein anderer als der Therapieraum ist, da „das dem Raum auch irgendwie anhaftet“ (T2, 11). Er sollte unter freiem Himmel und gut erreichbar sein, sodass er mit Klient*innen der psychosozialen Einrichtung gemeinsam aufgesucht werden könne. Im vierten Fall wurden im Kontext der Entstehung persönliche Berührungspunkte zu Einzelschicksalen nicht explizit erwähnt, aber die „intensive Berichterstattung zu der Flüchtlingskatastrophe im Mittelmeer im Jahr 2015“, sowie die Initiative eines Gemeindemitglieds (G2, 12f.). Hinter der Kirche, auf deren Gelände der Gedenkort heute steht, wurde in den 1950er Jahren eine Gedenkstätte für

die Toten der Weltkriege eingerichtet. Die Idee kam auf, an das bestehende Denkmal eine „kleine Plakette anzubringen für diese Fluchtto­ten, die jetzt aktuell zu beklagen sind“ (G2, 13ff.). Aus dieser Idee entwickelte sich der Entschluss einen eigenen, separaten Gedenkort zu errichten. In einem weiteren Fall stoß die Initiatorin zufällig auf einen bestehenden Trauerort und brachte daher bei der Neugründung des PSZ diese Idee ein (T1, 13ff.). Im letzten Fall trug eine Person, die bereits in die Entstehung eines anderen Trauerortes involviert war die Idee in eine Initiative, die sich im Ergebnis dazu entschloss, einen ähnlichen Ort zu errichten.

5.2 Beteiligte Akteur*innen im Entstehungsprozess

In allen sechs Fällen kooperierten die Initiator*innen mit privaten und öffentlichen Akteur*innen. In Biberach arbeitete die Ökumenische Flüchtlingsarbeit der Caritas, welche die gesamten Kosten übernahm, mit zwei Künstler*innen, zwei Geflüchteten und bei der Standortsuche mit dem Liegenschaftsamt zusammen. Das Entstehungsteam verrichtete seine Arbeit unentgeltlich (G1, 81f.). Die Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen in Bremen arbeitete intern mit Mitgliedern des Arbeitskreises Asyl und des Kirchenvorstandes. Durch berufliche Vorerfahrungen als Architekt und Stadtplaner hatte ein Mitglied Expertise in der Realisierung solcher Vorhaben und stellte den Kontakt zur senatorischen Behörde und einem Bremer Kunstmuseum her, welche den Entstehungsprozess des Gedenkortes künstlerisch betreuten. Die Bewilligung erfolgte durch die Gemeindevertretung, das Leitungsgremium der Kirchengemeinde (G2, 27ff.). Das 24.000 Euro teure Denkmal wurde komplett durch Spenden finanziert, unter anderem aus Töpfen der Landeskirche und der Evangelischen Kirche in Deutschland (vgl. Ev. Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen 2018). In Wuppertal kooperierte die Seebrücke als Initiative mit einem Förderverein, der die offizielle Trägerschaft übernahm. Eine Zusammenarbeit gab es außerdem mit Utopiastadt (einem Stadtlabor für Kultur- und Kreativwirtschaft) als Standort, dem Besitzer des Geländes und der Stadt Wuppertal, die sowohl beratend als auch praktisch unterstützte (G3, 10ff; 27ff.; 49ff.). Die 28.000 Euro konnten durch zweckgebundene Zuwendungen von Stiftungen, kirchlichen Akteur*innen, Landes- und Stadtmitteln, Vereinen, Firmen, sowie Privatspenden gedeckt werden (vgl. Seebrücke Wuppertal 2022). In Cadenberge bestand eine Kooperation zwischen der Bürgerinitiative „Cadenberge Hilft“, einem lokalen Künstler und Bildhauer, einer lokalen Schule, deren Schüler*innen ganz praktisch in den Entstehungsprozess involviert waren und der Kirchengemeinde, auf deren Gelände das Denkmal errichtet wurde (G4, 50ff.). Die Finanzierung des Gedenkortes mit insgesamt etwa 10.000 Euro erfolgte durch Mittel der Samtgemeinde, Spenden lokaler Akteur*innen und Aktionen der Bürgerinitiative, wie beispielsweise die Herstellung und der Verkauf von Masken zu Beginn der Corona-Pandemie (G4, 109ff.). Das psychosoziale Zentrum in Mainz

kooperierte als Einrichtung der Caritas mit der katholischen Kirche, auf deren Gelände der Trauerort errichtet wurde und dem Fallschirm Mensch e.V., einem Verein für Flüchtlingshilfe in Mainz und Umgebung (T1, 31ff.). In Düsseldorf war das gesamte PSZ als Institution, vertreten durch das Team, die Leitung und den Vorstand in den Entstehungsprozess involviert. Zusätzlich wurde eine „interkulturelle Projektgruppe“ ins Leben gerufen, die aus Sprachmittler*innen und anderen Honorarkräften des PSZ bestand. Angeleitet wurde diese Gruppe von einem ehrenamtlichen Künstler und Lehrer, der sich auch mit formalen Anforderungen der Schaffung und Finanzierung eines solchen Ortes im öffentlichen Raum auskannte (T2, 29ff.). Weitere Kooperationspartner*innen waren das Kulturreferat Düsseldorf, das die Ausschreibung für die künstlerische Gestaltung organisierte und die Evangelische Kirche als Eigentümer des Grundstücks, auf dem der Trauerort errichtet wurde (T2, 45ff.). Die Kosten, ca. 80.000 Euro, konnten durch Spenden der Evangelischen Kirche im Rheinland, dem LVR-Dezernat Kultur und Umwelt, dem Diakonischen Werk Rheinland und einige „großzügige Privatspender“ gedeckt werden. Mit der Verdopplung der Kosten im Prozess erhöhten auch die Geldgeber ihre Förderung (vgl. Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge in Düsseldorf 2011). Die Projektarbeit und einige Veranstaltungen konnten teilweise über EU-Projekte abgerechnet werden (T2, 243ff.).

5.3 Kommunikation

Die Kommunikation darüber, dass es einen solchen Ort gibt (oder geben soll) erfolgte mittels verschiedener Medien. Oft genannt wurden mehrsprachige Flyer und Aushänge, die in Unterkünften oder den jeweiligen Institutionen ausgelegt oder aufgehängt wurden (G1, G2, G4, T1). In einem Fall wurde explizit die Kontaktaufnahme zu Moscheen genannt als Versuch, „das in diese Betroffenenengruppen hinein zu kommunizieren“ (G2, 137ff.). Weitere genannte Medien waren Social Media, Ankündigungen in der Zeitung und Gemeindebriefe (G1, G2, G4) sowie eine allgemeine begleitende Presse- und Öffentlichkeitsarbeit (G3, G4, T1, T2). In Wuppertal wurde die Kooperation mit einem kurdischen Filmemacher erwähnt, der den Entstehungsprozess des Gedenkortes und eine dort stattgefundenene Mahnwache filmisch für die Website, lokale Programmkinos und zukünftige Veranstaltungen dokumentiert hat (G3, 141ff.). In allen Fällen wird bei anderen, thematisch ähnlichen Veranstaltungen auf die Trauer- und Gedenkorte hingewiesen. Vor Ort gibt es teilweise mehrsprachige Informationsschilder, die sich zum einen gezielt an Geflüchtete richten, zum anderen aber auch an die interessierte Öffentlichkeit, die zufällig dort vorbeikommen könnte (G3, G4, T1, T2).

5.4 Zielgruppe

Als Zielgruppe wurden Geflüchtete, Ehrenamtliche, die Mehrheitsgesellschaft und alle Menschen, die die Gräber ihrer Angehörigen nicht aufsuchen können, benannt. In drei Fällen veränderte sich die Zielgruppe im Entstehungsprozess. In Biberach waren ursprünglich Ehrenamtliche und Geflüchtete die Zielgruppe. Im Prozess wurden zunehmend die Ehrenamtlichen zur Hauptzielgruppe, weil die Initiator*innen es problematisch fanden, „etwas für andere zu machen“ (G1, 202ff.). In Cadenberge sollte der Ort in erster Linie Menschen, „die durch schlimmste Verluste betroffen sind“, die Möglichkeit geben, ihrer Angehörigen zu gedenken (G4, 12ff.). In dem Kontext, in dem sich die Bürgerinitiative gegründet hat, nämlich der Eröffnung einer Notunterkunft für Geflüchtete im Jahr 2015, waren damit vor allem Menschen gemeint, die Angehörige bei der Überquerung des Mittelmeers verloren haben. Im Austausch mit Ehrenamtlichen, die teils selber Fluchterfahrungen in ihren Familienbiographien hatten, kam der Wunsch auf, auch andere Menschen zu inkludieren, die auf der Flucht gestorben sind: „die sind ja genauso bei der Flucht aufgrund von kriegerischen Auseinandersetzungen gestorben und deshalb haben wir das Denkmal, da haben wir auch die Leute mit einbezogen, die eben auch damals gestorben sind. Dadurch war es also auch möglich, dass das nicht nur für die heutigen Flüchtlinge ein wichtiger Ort sein kann zum Gedenken, sondern auch für die Menschen die damals [im zweiten Weltkrieg] geflohen sind“ (G4, 167ff.). Damit sei der Ort ein „Platz zum Gedenken für alle Menschen geworden, die auf der Flucht verstorben sind“. Zum Zeitpunkt des Interviews wurde der Gedenkort „erweitert um die Menschen aus der Ukraine“ (G4, 178ff.). In Düsseldorf waren die Zielgruppe zunächst Geflüchtete, die Menschen auf der Flucht verloren haben. Im Entstehungsprozess wurde der Ort geöffnet, um alle Menschen, die die Gräber ihrer Angehörigen nicht aufsuchen können, zu inkludieren: „[Es haben] uns unglaublich viele der Mehrheitsgesellschaft und aus migrantischen Communities, die keine Flüchtlinge sind, gefragt [...] dürfen wir da denn auch hinkommen? Und da haben wir gemerkt, wir haben also schon so ein Thema getroffen, was sehr viele Menschen bewegt ganz unabhängig von ihrer eigenen Herkunft und Zugehörigkeit. Sicherlich in unterschiedlichen Ausprägungen, aber das fern von Gräbern der Verwandten zu sein ja auch nicht nur was mit Flucht, sondern auch mit Mobilität zu tun hat. Wir haben uns dann davon gelöst zu sagen wir machen einen Trauerort für Flüchtlinge, sondern wir machen als Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge einen Trauerort für Menschen aller Religionen, Länder, Kulturen“ (T2 145ff.). Ähnlich beschreibt das PSZ Mainz die Zielgruppe: „Für die, die die Gräber ihrer Verstorbenen nicht besuchen können. Und das heißt, der ist jetzt nicht speziell für Geflüchtete, sondern für alle Menschen, die aufgrund anderer Hindernisse [...] keinen Zugang haben zu den Gräbern

ihrer Verstorbenen. Sei es, weil sie diese Länder nicht besuchen können, sei es aber auch, weil man vielleicht gar nicht weiß, es keine Körper mehr gibt, oder man nicht weiß, was mit den Menschen passiert ist“ (T1, 69ff.). In Bremen richtet sich der Gedenkort zum einen an Fluchtopfer und deren Angehörige: „denen wollten wir einen Ort schaffen, wo sie hinkommen können, um das was sie erfahren haben auch zu betrauern“ (G2, 118f.). Zum anderen wolle man in der Öffentlichkeit ein Zeichen setzen: „Diese Menschen wollten zu uns und sie sind nicht zu uns gekommen [...] und dazu müssen wir uns verhalten“ (G2, 123ff.). In Wuppertal richtet sich der Ort „viel stärker als der Trauerort an die Mehrheitsgesellschaft“ und ist als „politisches Statement gedacht zu dem, was auf den Fluchtwegen passiert“ (G3, 64ff.).

5.5 Partizipation Geflüchteter als Betroffenengruppe im Entstehungsprozess

Geflüchtete als Gruppe, an die sich die Trauer- und Gedenkorte richten, waren in den sechs Fällen in unterschiedlichem Ausmaß und an verschiedenen Schritten im Entstehungsprozesses beteiligt. Im PSZ Düsseldorf wurde sich bewusst gegen die durchgängige Beteiligung von Klient*innen im Entstehungsprozess entschieden: „[W]eil die mit ihren eigenen Prozessen, ob das jetzt Aufenthaltsunsicherheit ist oder Traumafolgestörungen, einfach so voll sind, und auch wenig geneigt waren, sich längerfristig mit dem Thema Trauer, unabhängig ihrer eigenen Trauer nochmal zu beschäftigen. Das ist einfach eine ganz besondere Gruppe von Menschen, die auch eine gewisse Schonung braucht. Denen haben wir natürlich davon erzählt, haben sie auch gefragt, [...] aber dass die jetzt in so einer kontinuierlichen Gruppe den ganzen Prozess in die Hand nehmen, da haben wir jetzt niemanden bei den Klient*innen gesehen, dem wir das hätten zumuten wollen“ (T2, 21ff.). In Teilschritten waren Klient*innen aber aktiv beteiligt: „Es gab zum Beispiel einen Steintag, da sind sie in Gruppen ans Rheinufer und haben da große Rheinkiesel gesammelt, die dann eingebaut wurden. Und sie konnten sich, wenn sie wollten, eben auch vorstellen, dass er für einen bestimmten Menschen ist, und der ist jetzt da, und der bleibt auch da“ (T2, 248ff.). Ebenso beim Bau und der Pflege: „Es haben dann auch Klientinnen und Klienten mitgeholfen zum Teil bei so Sachen, hinterher beim Pflastern und beim Steine legen. Die konnten das einfach, die haben das auch beruflich gemacht [...]. Es gibt einen [ehemaligen] Klienten der seitdem das Ding pflegt. Und da wirklich sehr drin aufgeht. Der kriegt da auch eine Kleinigkeit für, aber ich glaube für ihn ist das auch so sein Garten wo er da sehr froh drum ist, dass der so schön wächst und dass er den gestalten kann“ (T2, 275ff.). In Cadenberge waren Geflüchtete vor allem in den Aufbau des Gedenkortes involviert. In Kooperation mit einer lokalen Schule besuchten 10 Schüler*innen, einige von ihnen mit eigener Fluchtgeschichte, zunächst vier mehrtägige Workshops um zu lernen mit dem Material umzugehen. Anschließend wurde der Gedenkort in acht Treffen in enger Zusammenarbeit mit allen

Kooperationspartner*innen errichtet (G4, 59ff.). An den Treffen versorgten die Eltern der Schüler*innen die Beteiligten mit Essen oder kamen „auch so mal dazu und haben geguckt, was machen die da eigentlich und wie ist das denn so“ (G4, 135ff.). In Wuppertal fiel die Zusammenarbeit mit Geflüchteten aufgrund der Pandemie weniger aus als ursprünglich geplant. Ursprünglich sollten Geflüchteten- und Migrant*innenselbstorganisationen, Gruppen und Beratungsstellen für einen Austausch aufgesucht werden. Einzelne Kontakte gab es auch, „aber jetzt nicht so, dass da eine Gruppe zusammengekommen ist, die das kontinuierlicher begleitet hätte“ (G3, 92f.). Aktiv beteiligten sich Geflüchtete in den letzten, praktischen Schritten, z.B. der Bepflanzung, „weil das konkret was war, wo wir viele Hände brauchten“ (G3, 94f.). In Biberach verfassten und übersetzten Geflüchtete den Text, der neben dem Boot auf einer Tafel zu lesen ist. In den anderen Fällen wurden Geflüchtete durch informell stattfindende Gespräche oder im Rahmen der Eröffnungsfeier beteiligt. Inwiefern Geflüchtete in Entscheidungsprozesse hinsichtlich der Gestaltung involviert waren, wird im nächsten Unterkapitel ausgeführt.

5.6 Gestaltung

In Biberach wurden die Künstler*innen durch den Film „Die Piroge“ inspiriert, der die Geschichte von Menschen auf der Flucht erzählt, die mit einem einfachen Holzboot das Meer überqueren wollen und irgendwann mitten auf See hängenbleiben, ohne Aussicht auf Rettung. Diese Bilder habe sie auch jeden Tag in den Nachrichten gesehen und daraus den Entschluss gefasst, den Gedenkort mit einem solchen Boot zu gestalten (G1, 47ff.). Das Gestaltungselement Boot stand somit schon früh im Prozess fest. Diskutiert wurde anschließend nur noch darüber, wie es dargestellt werden soll: „Es sollte auch auf keinen Fall so ein ganzes, heiles Boot sein, sondern es musste kaputt sein und wir haben damit gerechnet, dass es ziemlich schnell, dadurch dass es Holz ist, dass es eigentlich ziemlich schnell noch kaputter aussieht. [...] Es sollte [...] so ein natürlicher Zerstörungsprozess [sein], wo man sagt nach zwei Jahren fällt es ein bisschen auseinander. Aber nein, es steht noch wie eine Eins. Aber es war dieses Unheile, das sollte dargestellt werden“ (G1, 231ff.). In die Gestaltung waren also die Künstler*innen involviert, die das Boot selber gebaut haben. Ergänzt wurde es von zwei Geflüchteten, die den Text verfassten, übersetzten und die Tafel gestalteten (G1, 175ff.). Hinsichtlich des Gestaltungselementes Boot wurde auch das Thema Retraumatisierung diskutiert: „Wir wollten nichts wieder aufreißen. Also ich hoffe einfach, dass es uns einigermaßen gelungen ist. Wir hatten zumindest keine Rückmeldung von Geflüchteten auch, dass das jetzt nicht so toll ist oder sowas, das kam nicht. Das war ja damals ein ganz großes Thema, die Traumatisierung der Geflüchteten, auch derer, die schon länger da waren und die halt immer wieder

diesen Trigger hatten, dass sie dann wieder so Flashbacks hatten“ (G1, 219ff.). Gegen einen Bibelspruch oder eine Plakette mit christlicher Inschrift als Gestaltungselement wurde sich bewusst entschieden, trotz mehrfacher Anregung von außen. Begründet wurde die Entscheidung damit, dass die meisten Geflüchteten keine Christen seien, man niemanden ausschließen und absolut nichts falsch machen wolle (G1, 202ff.). Innerhalb des christlichen, jüdischen und muslimischen Entstehungsteam sei es außerdem unklar gewesen, welcher Spruch gepasst hätte (G1, 185ff.). Durch das Totenbrett, auf dem die Hand eines ertrinkenden Menschen abgebildet ist, habe man eine Offenheit und Interpretationsfreiheit bewahrt: „das kann genauso die Hand von Jesus sein [oder] die Hand von Mohammed“ (G1, 189f.). Bei der Wahl des Standortes war es den Initiator*innen wichtig, den Gedenkort nicht im Umland zu errichten, wo es mehrere Optionen und Angebote gab, sondern in der Stadt, „weil da die meisten Geflüchteten auch tatsächlich leben“ (G1, 87ff.). Eher zufällig ergab sich ein Platz zwischen einer Gedenkstätte für die Opfer des Nationalsozialismus – einem Gedenkstein, der relativ unauffällig an einer vielbefahrenen Straße steht. Auf der einen Seite ist ein Friedhof für russische Soldaten, auf dem auch schon ein orthodoxes Kreuz als Denkmal errichtet wurde. Auf der anderen Seite ist ein evangelischer Friedhof. In dem Durchgang dazwischen wurde der Gedenkort für Geflüchtete errichtet (G1, 59ff.).

In Bremen konnte durch die Zusammenarbeit mit der senatorischen Behörde und dem Kunstmuseum eine Ausschreibung und ein Wettbewerb zur Gestaltung des Gedenkortes durchgeführt werden. Dadurch sind sieben Bewerbungen eingegangen, von denen drei einen Preis erhielten und einer schlussendlich umgesetzt wurde (G2, 39ff.). Die Jury, bestehend aus Vertretern des Kunstmuseums, des Kirchenvorstands, der Kirchengemeinde und des Arbeitskreises Asyl, sichtete die eingegangenen Bewerbungen und war sich „relativ schnell einig, welcher Entwurf auch für die räumliche Situation, wo das Mahnmal dann platziert worden ist, am besten geeignet ist“ (G2, 46ff.). Die Diskussion bezog sich also nicht ausschließlich darauf, „ob das Objekt an sich überzeugend ist“, sondern ob es auch an die vorgesehene Stelle passt (G2, 53ff.). Den Zuschlag für seinen Entwurf erhielt ein Bremer Bildhauer. Die Perspektive Geflüchteter fand vor allem in informell stattfindenden Gesprächen im Kontext des Kunstwettbewerbs Eingang. Die Kirchengemeinde entschied sich für das Gestaltungselement Bibelspruch da es eine interne Einigkeit darüber gegeben habe, dass ein multireligiöser Ansatz nicht verkörpert werden könne. In der Gemeinde seien ausschließlich Christen: „[...] wir können eigentlich nur für uns selber sprechen. [...] Wir haben dann auch nochmal überlegt, ob man nochmal Korantexte nimmt oder Koranzitate einsetzt, aber da das nicht unsers ist, konnten wir das sozusagen auch gar nicht authentisch vertreten und als Gestaltungselement mit

aufnehmen“ (G2, 75ff.). Aus dem Gedankenspiel, selbst als Christ in ein muslimisches Land geflüchtet zu sein, wurde die Erwartung abgeleitet, „dass ein solcher Gedenkort von denen die das realisieren auf der Grundlage ihrer eigenen Identität gestaltet wird und dass er dieses Gesicht hat und dass ich als Gast eingeladen bin diesen Ort so anzunehmen, aber nicht, dass sie etwas machen aus Rücksicht, oder vermeintliche Rücksicht auf mich, was sie selber gar nicht verkörpern“ (G2, 86ff.). Weitere Aspekte im Entscheidungsprozess für das Gestaltungselement waren das göttliche Heilversprechen der Bibel, was inklusiv sei und alle Grenzen überwinde (G2, 81ff.), sowie der Austausch mit einem Imam der sagte „macht das ruhig christlich, dann ist das euers, das seid ihr“ (G2, 95ff.). Die Wahl des Standortes fiel aus pragmatischen Gründen auf das eigene Kirchengelände: „Dies ist unser eigener Grund und Boden, darüber können wir verfügen. Alles andere hätte man mühsam ausgehten müssen, also da hätte man noch viel dickere Bretter bohren müssen, um die Öffentlichkeit zu gewinnen dafür Platz zu schaffen. Wir hatten diesen Platz. Von daher war das halt auch einfacher“ (G2, 239ff.).

In Wuppertal wurden Künstler*innen, Geflüchtete und Bekannte um Ideen für die Gestaltung des Gedenkortes gebeten. Mehrmals wurde das Gestaltungselement Boot vorgeschlagen, unter anderem von einem bekannten Wuppertaler Künstler. Den Entwurf gestaltete daraufhin Anne Mommertz, die auch schon den Trauerort des PSZ in Düsseldorf gestaltet hatte. Sie habe ein Gespür dafür „was im öffentlichen Raum funktioniert und auch was umsetzbar ist mit kleinen Mitteln“ (G3, 114ff.). Damit die Umsetzung leichter ist, hat man sich bewusst dafür entschieden, das Budget aber auch den Prozess im Allgemeinen kleiner zu halten, als bei dem Trauerort in Düsseldorf. Es gab keine künstlerische Ausschreibung, sondern es wurde eine Idee um das Gestaltungselement Boot entwickelt, die dann schlussendlich umgesetzt wurde: „wir haben gesagt Boot und ein bisschen gekentert, so ein bisschen halb versunken, so dass auch ein Scheitern da mit drin ist. Und dann hat sie [Anne Mommertz] sich den Ort angeguckt, hat ein paar Entwürfe gezeichnet und dann haben wir gesagt ok der ist es und dann hat sie das Modell dazu gemacht“ (G3, 114ff.). Themen, die hinsichtlich der Gestaltung diskutiert wurden, waren erstens, ob die Gestaltung würdevoll und ernsthaft genug sind (G3, 157) und zweitens, was mit den Menschen ist, die auf anderen Fluchtrouten als bei der Überquerung des Meeres mit Booten sterben. Obwohl das Boot nur einen Teil der Geflüchteten repräsentiere habe man sich dafür entschieden: „Wir brauchten trotzdem etwas Greifbares und können hinterher auch noch mal mit Informationen da weiter informieren [...]. Wir haben auch nochmal überlegt, ob man da noch andere Symbole drum verteilt, aber das kann vielleicht auch irgendwann mal anders erweitert werden“ (G3, 133ff.). In Wuppertal wurde Retraumatisierung vor allem diskutiert, als es darum ging zu entscheiden, welche Informationstexte ausgewählt werden und welche

Bilder in dem Film zum Entstehungsprozess des Ortes gezeigt werden. Im Hinblick auf das Boot als Gestaltungselement war Retraumatisierung weniger Thema, da viele Objekte individuelle Trigger sein können und ein Boot etwas allgemein Verbreitetes sei, in diesem Fall stark stilisiert. Man habe sich die Frage gestellt, ob man die traumatisierten Menschen vor einer Retraumatisierung bewahren oder die Mehrheitsgesellschaft schonen wolle: „Und da denke ich, wenn Leute darüber traurig werden oder erschreckt werden, die das jetzt nicht aus ihren eigenen Biografien kennen, dann soll das auch so sein. Das ist ja auch was, worüber man traurig werden kann und soll. Also muss jetzt auch nicht allen Leuten alles ersparen“ (G3, 158ff.). Zwischen dem soziokulturellen Zentrum Utopiastadt und der Wuppertaler Nordstadt gelegen wird der Gedenkort stark frequentiert (G3, 31ff.).

In Cadenberge haben Vertreter der Kirchengemeinde und der Bürgerinitiative mit dem Künstler die Idee für die Gestaltung des Gedenkortes erarbeitet. Die Meinung Geflüchteter hinsichtlich der Darstellung, die sich explizit auf die Flucht über das Mittelmeer bezieht, wurde vorab durch eine mündliche Befragung eingeholt: „Ich hatte aber vorher gefragt [...] bei den Flüchtlingen, ob das in Ordnung ist, wir würden gerne etwas nehmen was spezifisch sich, in der Darstellung jedenfalls, auf die Flucht über das Mittelmeer bezieht. Weil das war zu dem Zeitpunkt eigentlich so das, ja, das stand im Vordergrund, die ganze Flucht übers Mittelmeer, weil da ja auch unendlich viele Menschen ertrunken sind [...]. Und das hatten wir als Vorgabe gemacht für den Künstler sich dazu Gedanken zu machen. Dann hatte er also diese Idee [...] mit dem wellenförmigen und da drin aber so ein stilisiertes Schiff aus Holz“ (G4, 210ff.). Als Standort schlug der Pastor der Gemeinde einen Platz auf dem Kirchengelände neben einem bestehenden Denkmal für die Gestorbenen des ersten Weltkrieges vor (G4, 38ff.). Die Lage auf dem Kirchengelände stelle keine Hürde dar, da schon in der Vergangenheit viele Aktivitäten auf dem Gelände stattgefunden hätten: „Und dadurch kannten sie die Räumlichkeiten des Gemeindehauses und [auch] in der Kirche selbst haben sie keine Probleme damit. [...] Wir haben akzeptiert, wie ihr Glauben ist und sie hatten dann auch, die allermeisten, hatten überhaupt kein Problem damit, in die Kirche zu gehen. Das war für sie ein heiliger Ort, der Gott sieht vielleicht ein bisschen anders aus, aber das war nicht das Thema, da haben wir keine Schwierigkeiten mit gehabt, zum Glück“ (G4, 278ff., 297ff.).

In Mainz stellte eine Mitarbeiterin bei dem Besuch der Ausstellung Flucht 2.0, bei der Geflüchtete Aufzeichnungen ihrer persönlichen Erlebnisse auf den Fluchtrouten zeigten, den Kontakt zu der Künstlerin Dr. Doaa Elsayed her, die für die Gestaltung des Trauerortes gewonnen werden konnte (T1, 54ff.). Mit dem vorgestellten Entwurf waren alle schnell

einverstanden. Die Künstlerin habe ein gutes Gefühl für den Raum und ein Symbol gewählt, „was eben kulturell völlig unabhängig [und] nicht irgendwie belegt ist“ (T1, 168ff.). Pragmatische Aspekte, die diskutiert wurden, waren, dass die Gestaltungselemente pflegeleicht sein sollten, nicht leicht zerstörbar und (in Hinblick auf Obdachlosigkeit) nicht zu sehr zum Verweilen einladen sollten (T1, 172ff.). Auch die Sorge vor rechtsextremen Übergriffen und „gedankenlosen Sprayern“ beeinflussten die Materialwahl (T1, 163f.). Die Informationen auf dem bereits auf dem Gelände vorhandenen Gedenkstein wurden abgeschliffen. Damit wurde er umgenutzt und in den neuen Trauerort integriert: „Ich glaube, das gefiel vorher auch nicht. [...] Das war halt sowas Überkommenes und da war man glaube ich ganz dankbar, dass man das jetzt nochmal anders nutzen konnte“ (T1, 180ff.). Diskutiert wurde auch über andere Gestaltungselemente auf dem Kirchengelände, da es wichtig sei, „dass das für alle Konfessionen ist und angenommen wird“ (T1, 37f.). Auf dem Gelände gibt es zum Beispiel eine Kreuzigungsgruppe, „das hat man natürlich nicht so gerne gehabt, das erleben ja viele doch als extrem bedrohlich, ja Christen selbst auch“ (T1, 198ff.). Deshalb habe man sich entschieden, den Trauerort durch einen eigenen Zugang und die Umgestaltung von Wegen und Bepflanzung optisch von dem Gelände abzutrennen (T1, 200ff.). Bislang habe es keine Rückmeldungen von Klient*innen gegeben, die den Trauerort aufgrund des Standortes nicht aufsuchen wollten: „Ich war überwiegend bisher mit muslimischen Klientinnen und Klienten da, die nehmen das auch eher so wahr als Teil der Mainzer Altstadt würde ich sagen und gar nicht so sehr, dass das jetzt das Kirchengelände ist. Man muss da durch kein Tor durch, sondern das liegt einfach so außerhalb am Rand eben dieses Kirchengebäudes, aber nicht auf einem exklusiv abgetrennten Gelände. Und da war aber schon ziemlich viele Überlegungen hin und her, ja ob das jetzt so ausreicht, weil man natürlich wollte, dass das für alle offen ist. Ich habe bisher nicht gehört, dass da irgendjemand Probleme mit hatte“ (T1, 205ff.).

In Düsseldorf beschäftigte sich die interkulturelle Projektgruppe mit Trauer Ritualen in ihren Herkunftsländern. Dabei wurde deutlich, „dass das gar nicht so zentral ist. Es hat uns ein paar Dont's gegeben, aber keine Do's. Also Sachen, die vermieden werden sollten, aber jetzt keine Hinweise, so sollte es sein“ (T2, 59ff.). Aus den Erkenntnissen erarbeitete die interkulturelle Projektgruppe Anforderungen an einen Trauerort und inkludierte sie in einer öffentlichen künstlerischen Ausschreibung. Er sollte frei von eindeutigen religiösen oder nationalen Symboliken gestaltet werden, da alle Symbole in der Vergangenheit missbraucht worden seien, um eine andere Gruppe zu bekämpfen (T2, 69ff.). Der Ort sollte also nicht religiös fixiert sein, gleichzeitig aber offen für jedes religiöse Bedürfnis sein. Auf Gegenstände und Materialien wie Stacheldraht, die potenziell retraumatisierend wirken könnten, sollte verzichtet werden.

Dass der Ort „allen Erwägungen gegenüber“ offengehalten werden sollte, fand nicht bei allen Klient*innen Anklang: „Ich war mal mit einer [...] Klientin da gewesen, als der Ort noch gar nicht gebaut war, und hab sie gefragt, wie sie sich sowas vorstellen könnte. Und sie sagte direkt ein ganz großes, beleuchtetes Kreuz. Natürlich hatten die Klienten spontan einen Wunsch, so ihre eigene Symbolik da unterzubringen, aber da der Ort für alle gedacht war, haben wir gesagt nein, das geht nicht. Da kann sich jeder was mitbringen, wenn das für seinen eigenen Prozess dann wichtig ist, wenn er da beten will und sowas, aber das dann auch wieder mitzunehmen“ (T2, 69ff.). Von den 50 auf die Ausschreibung hin eingegangenen Entwürfen wurden 35 ausgestellt und mit einigen Klient*innen besucht. Auf Zetteln konnte Feedback hinterlassen werden: „[D]as war jetzt keine Abstimmung mit den Zetteln wo wir einfach beim Abgeben die meisten Stimmen gezählt haben, das wäre sehr zufällig gewesen. Aber die sind gehört worden und letztendlich ist auch der Entwurf, auf den sich die meisten dann verständigen konnten, oder eigentlich alle von der Projektgruppe auch, ausgewählt worden“ (T2, 138ff.). Die Jury bestehend aus dem Kulturrat, der Kirche als Eigentümerin des Grundstückes, Künstler*innen und der interkulturellen Projektgruppe fasste fünf Entwürfe in die engere Auswahl. Mit den fünf Künstler*innen wurde sich über mögliche Modifikationen ausgetauscht und anschließend zwei Entwürfe zu Favoriten erklärt: „die Jury hat eigentlich eins favorisiert, das sehr minimalistisch war und die Projektgruppe und wir auch vom Team haben gesagt: Nein, das ist nicht genug, das wirkt irgendwie wie auf einem Schulhof. Da setzt man eine Bank hin und sagt, jetzt mach hier mal was. Und da konnte sich die Projektgruppe dann schon der Jury gegenüber behaupten und haben gesagt nein, wir wollen den anderen Entwurf“ (T2, 120ff.). Gestaltungselemente die positiv hervorgehoben wurden, waren der grobe Kiesel, der als physischer Reiz an den Füßen wichtiger Bestandteil traumatherapeutischer Arbeit sei und die Mitte, in die man reingeht und dann leicht nach oben wieder raus: „Wir haben damit immer so das Gefühl verbunden, man kann was dalassen. Also man kann auch seine Trauer, seine Erinnerungen dalassen und weiß die sind dann gut aufgehoben, ich muss die nicht 24 Stunden am Tag mit mir rumschleppen. Aber ich kann immer wieder dahin gehen und die da treffen“ (T2, 307ff.). Der Bambus, der außen herum gepflanzt wurde, biete Schutz und an die beiden Bäume könne man sich anlehnen, um sich weniger alleine zu fühlen. Auf der großen runden Bank könne man also alleine oder mit vielen Leuten sitzen (T2, 404ff.). Im Hinterhof der Kirche sei der Trauerort damit zentral, gleichzeitig aber geschützt und nachts abschließbar (T2, 45ff.). Ob das Kirchengelände als Standort Menschen davon abhalten könnte, den Ort zu nutzen, wurde innerhalb der interkulturellen Projektgruppe diskutiert. Letztendlich wurde sich aus pragmatischen Gründen dafür entschieden, auch, weil das PSZ als Einrichtung der

Diakonie strukturell zur Kirche gehört (T2, 85ff.). Ebenso spielten die Eigentumsverhältnisse eine Rolle: „das war dann einfacher, als wenn es ein städtisches Gelände gewesen wäre“ (T2, 102ff.). Schon in der Vergangenheit habe man Veranstaltungen in der Diakoniekirche durchgeführt, die selbst modern, bunt, und weitestgehend frei von „aufdringlichen christlichen Symbolen“ sei. Die Kirche „hatte damals kein Kreuz, was wir alle sehr gut und wichtig fanden [...] Inzwischen gibt es ein kleines Kreuz, aber das muss man schon wissen, [...] aber es wäre sicher was anderes gewesen, wenn da jetzt so ein Gekreuzigter am großen Kreuz gehangen hätte“ (98ff.). Von außen sei die Kirchenmauer aber nicht religiös geprägt, dränge sich nicht auf, gebe aber trotzdem Schutz und schirme den Ort ab (T2, 95ff.). Vorfälle, in denen Nutzer*innen den Trauerort aufgrund der Lage nicht aufsuchen wollten, seien nicht bekannt: „Die kennen wir ja nicht. Also wenn jetzt jemand einfach so nicht hingegangen ist deswegen, dann hätte er uns das wahrscheinlich auch nicht gesagt“ (T2, 114ff.).

5.7 Funktion

Die Antworten der interviewten Personen zur intendierten Funktion der Gedenk- und Trauerorte bewegen sich in einem Spannungsfeld zwischen individuellen Trauerprozessen und zivilgesellschaftlichem Appell. In Biberach wird der Ort oftmals genutzt um innezuhalten und handelnd mit der Trauer umzugehen: „Wir haben immer was, mit dem man was hinlegt oder was anzündet oder irgendwas tut. Und das tut eigentlich allen gut, egal ob Geflüchtete, Ehrenamtliche, andere Menschen“ (G1, 281ff.). Damit einher gehen Veranstaltungen, Aktionen, Kundgebungen und Workshops, die zwar aus Platzgründen nicht direkt am Gedenkort stattfinden, trotzdem aber relevante Themen, die „der Auslöser für diese ganzen Toten“ sind, aufgreifen (G1, 289ff.).

In Bremen soll der Gedenkort ein Ort sein, zu dem Geflüchtete kommen können, „um das, was sie erfahren haben, auch zu betrauern“ (G2, 118). Damit wird ihm eine ähnliche Funktion wie die eines „normalen Friedhofs“ zugesprochen, die er „natürlich von vornherein nicht so haben kann, weil der Friedhof davon lebt, dass die Toten da auch körperlich anwesend sind“ (G2, 121ff.). Als Gemeinde mit eigenem Friedhof „merken wir natürlich [...] wie wichtig das ist, wenn ein Mensch verstorben ist, den aufzusuchen, den Ort aufzusuchen. Die sind nicht einfach verloren“ (G2, 310ff.). Gleichzeitig soll der Gedenkort ein Zeichen setzen: „hier ist etwas passiert, wo wir nicht einfach vorbeigehen können. Diese Menschen wollten zu uns, sie sind nicht zu uns gekommen und wie auch immer wir davon denken, dass sie zu uns wollten, was auch immer wir für politische Einstellungen dazu haben, welche politischen Konsequenzen wir daraus ziehen, dazu müssen wir uns verhalten. Also etwas was eine politische

Dimension hat, aber über das Politische auch hinaus reicht, also eine rein menschliche Dimension hat. Und damit wollten wir die die einheimische Bevölkerung ansprechen, unser Gemeinwesen“ (G2, 123-130).

Der Gedenkort in Wuppertal richtet sich in erster Linie an die Mehrheitsgesellschaft und ist ein politisches Statement zu dem, was auf den Fluchtwegen passiert. Er solle auffangen, was in der politischen Debatte oft keinen Platz habe: Dass Menschen sterben (G3, 64ff.). Trotzdem kann es „natürlich passieren, wenn jemand an diesen Ort kommt und wenn auch gerade Geflüchtete dahin kommen, dass dann auch so ein Gedenk- und Trauerprozess für sie da stattfindet und das ist ja auch ganz okay und gedenken kann sich ja auch in Blumen, in Kerzen oder sowas auch ausdrücken“ (G3, 68ff.). Eine weitere Funktion die der Ort erfüllen soll, ist die feste Verankerung der Thematik im Alltag der Zivilgesellschaft. Der Protest gegenüber dem, was auf den Fluchtwegen passiert, sei so nicht nur bei punktuellen Veranstaltungen präsent, sondern habe einen festen Ort in der Stadt, „der von vielen und breit getragen und gesehen“ werde. Damit werde deutlich, dass das Thema dauernd da ist, „auch wenn wir jetzt natürlich nicht dauernd daran denken“ (G3, 242ff.).

Der Gedenkort in Cadenberge soll ein Ort sein, an dem Geflüchtete ihrer Angehörigen gedenken können (G4, 12ff.). Für die am Entstehungsprozess beteiligten Schüler*innen mit Fluchtgeschichte sollte der Ort außerdem eine empowernde Funktion haben: „Wir wollten die Möglichkeit geben das nicht zu verdrängen [...], sondern das in das Bewusstsein zu holen, aber so, [...] wenn ich ein Denkmal schaffe zur Erinnerung an meinen Papa ist das was anderes als wenn ich das nicht habe [...]“ (G4, 385ff.). Der Prozess sollte den Schüler*innen und ihren Eltern die Möglichkeit geben, direkt an der Schaffung eines Erinnerungsortes beteiligt zu sein (G4, 133ff.). Damit einher ging die Sorge der Initiator*innen, „dass das gerade bei den betroffenen Schülerinnen und Schülern, die haben teilweise auch auf der Flucht Angehörige, einmal einen Vater, verloren bei der Überquerung des Mittelmeeres, dass das wirklich so Traumatisierung oder Retraumatisierung geben könnte“ (G4, 378ff.). In Erinnerung an die eigene Flucht seien manchmal Tränen geflossen. Um das Aufzufangen habe man in der Schule aber auch vor Ort Gespräche mit den Schüler*innen geführt. Dadurch, dass „das Ganze mit [...] vielen Aktionen und Freude verbunden war [...] glaube ich, dass das eher ein Positivum der Verarbeitung bedeutet hat“ (G4, 378ff.).

Als Funktion des Trauerortes in Mainz wird zuerst die gemeinsame Nutzung mit Klient*innen des PSZ genannt, „wenn es eine Trauerarbeit gibt, die da zu leisten ist“ (T1, 88). Deshalb war es den Initiator*innen bei der Standortsuche besonders wichtig, dass er in fußläufiger

Entfernung zum PSZ liegt. Gemeinsam wird der verstorbenen Person am Trauerort gedacht und ihr gewürdigt (T1, 146f.). Anhand eines Beispiels veranschaulicht die Interviewpartnerin, wie der Ort Trauerprozesse erst in Gang setzen kann. Sie war mit einer Klientin am Trauerort, an der sie vorher kaum in Kontakt treten konnte. Anders als in der Therapie habe die Klientin sehr klare Vorstellungen gehabt, was sie am Trauerort machen müssen: „Sie kam ausgerüstet mit Kerzchen und Steinchen, wie ich es ihr gesagt hatte und Streichhölzern und einer Blume, die sie extra noch gekauft hatte am Bahnhof. Hat ihren Mann weggeschickt, den sie nicht dabei haben wollte. Hat auch dann die Sprachmittlerin ein ganzes Stück weit weggeschickt und hat wirklich geklagt und geschrien an diesem Stein. Und hat den Stein umarmt und hat dann zugelassen, dass ich sie umarme und ihre Hand halte“ (T1, 229ff.). Nach diesem Aufenthalt, den die Klientin ganz deutlich gestaltet habe, sei ihr Verlust erst „besprechbar“ gewesen: „Also es hat quasi die verlorene Mutter in den therapeutischen Prozess mit reingebracht und ja das war sehr beeindruckend als Beispiel“ (T1, 246ff.). Die Funktion des Trauerortes als Ort, der eine Wirkung auf individuelle Trauerprozesse hat, wird sehr hoch eingeschätzt: „[I]ch finde das unglaublich wichtig, unglaublich wichtig, dass man einen Ort hat. Also das macht das realer, also das holt das aus dem Irrealen und bringt quasi Zeit und Raum zusammen, holt das ins hier und jetzt, macht diese Person begreiflicher, den Tod begreiflicher, und damit eben auch im therapeutischen Prozess und besprechbar“ (T1, 249ff.). Ein zivilgesellschaftlicher Appell oder eine Kritik am Asylregime spielt dabei eine eher implizite Rolle. Wenn beispielsweise bei Veranstaltungen über Trauer gesprochen wird, dann wird auch darüber gesprochen, wofür getrauert wird, zum Beispiel um „das verlorene Kind im Mittelmeer“ (255ff.). Der Trauerort mache diese Missstände sichtbar (T1, 260f.). Auch in Düsseldorf zielt die Funktion des Ortes hauptsächlich auf individuelle Trauerprozesse und die gemeinsame Nutzung mit Klient*innen des PSZ im Rahmen von therapeutischen Gesprächen ab. Er diene als Ort, an dem man sich mit „Menschen, wie sie sonst zum Friedhof gehen würden, in Verbindung zu setzen“ (T2, 170ff.). Auch hier ist die politische Dimension implizit. Der Ort als solcher sei ein „Stachel im Fleisch“: „[D]ass es einfach einen Ort gibt der so deklariert ist, zeigt ja auch, dass man diese Räume erst schaffen muss, dass sie nicht einfach da sind. Und [...] die Präsenz so eines Ortes irgendwie ist auch schon ein Statement. [...] Ja ich denke einfach, dass es ihn gibt, ist so eine Behauptung, also dass er sich behauptet, das ist auch schon etwas wert“ (T2, 204ff.).

5.8 Nutzung

Am 1. Oktober 2016 wurde in Biberach die Gedenkstätte „mit den Gedanken dieser jungen Menschen [des Entstehungsteams], mit christlichen und muslimischen Texten, mit jüdischen

Gesängen [...] und mit Musik [...]“ eröffnet (Braß 2016). Der Kontakt zu den verschiedenen religiösen Vertreter*innen bestand durch die am Entstehungsprozess beteiligten Akteur*innen (G1, 208ff.). Seit der Eröffnung finden regelmäßig Gedenkfeiern oder Gedenkstunden an dem Ort statt, die sich inhaltlich an aktuellen Geschehnissen orientieren. Der Großteil der Teilnehmenden seien dabei Ehrenamtliche oder andere interessierte Menschen (G1, 114ff.). Die wenigen Geflüchteten, die an diesen Veranstaltungen teilnehmen, seien meist selber von der „Situation mit diesem Boot“, also der Überquerung des Mittelmeeres betroffen. Andere kämen eher zu Veranstaltungen, die nicht am Gedenkort, sondern in der Stadt stattfinden (G1, 128ff.). Der Ort werde weniger von Geflüchteten als von Ehrenamtlichen besucht. Der Grund dafür sei die ungünstige Lage zu den Unterkünften und dass viele der damals dort lebenden mittlerweile weggezogen sind (G1, 111ff.). Genutzt werde der Ort zunehmend auch von Schulklassen, für die das Thema im Lehrplan verankert ist. Bisher bestehe keine Kooperation, der Kontakt zu Schulen werde aber im Kontext eines neuen Projektes immer besser: „Die wollen sich dann engagieren und was tun, nicht nur für ukrainische Geflüchtete sondern insgesamt. Und das entwickelt sich eigentlich ganz positiv“ (G1, 405ff.). Immer wieder werden vor Ort Kerzen, kleine Sträuße oder Gebinde abgelegt (G1, 136f.).

Im Frühjahr 2018 weihte die Evangelische Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen ihren „Gedenkstein für Flüchtlingsopfer“ ein. In verschiedenen Redebeiträgen wurde dabei Kritik an der europäischen Grenzpolitik geübt und zu mehr Menschlichkeit aufgerufen. Musikalisch begleitet wurde die Veranstaltung von traditioneller persischer und kurdischer Musik. Ein Ex-Imam sprach ein islamisches Totengebet, „in Stellvertretung für die, die da eben nicht beige-setzt sind, aber für die dieser Ort geschaffen worden ist“ (G2, 109ff.). Seither organisiert die Kirchengemeinde alle zwei Monate ein Gebet für Geflüchtete. Dabei wird ein kurzer Impuls zu relevanten Themen gegeben, danach gibt es Musik, Gesang, einen Kurzbericht über Einzelschicksale und abschließend den Gang zur Gedenkstätte, an der ein Gebet gesprochen und ein Licht angezündet wird. Bei den Veranstaltungen sei die Kirchengemeinde meist „unter sich“ (G2, 162ff.). Auch sonst werde der Ort von „Erstbetroffenen“ faktisch nicht genutzt: „Fremde Sprache, fremde Kultur und dann die Leiderfahrungen, die damit verbunden sind, das ist sehr heikel. Das ist ganz sicher auch einer der Faktoren die dazu beitragen, dass der Ort von den Betroffenen, also von den Erstadressaten nicht aufgesucht wird, sondern eher von den Engagierten“ (G2, 154ff.). Das wird verstärkt durch die etwas abgelegene Lage, für die sich aber bewusst entschieden wurde. Als Gedenkort brauche er Ruhe, genau wie auf dem Friedhof auch (G2, 236ff.). Geflüchtete seien oft traumatisiert, somit ginge es nicht „darum, wo ist dieser Ort, wie ist der gestaltet, wie erreichbar ist er, ist der religiös, interreligiös, das ist gar

nicht der Punkt. Der Erstpunkt ist immer, will ich mich und kann ich mich damit überhaupt auseinandersetzen. Und es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass das auch mit einer gewissen Verzögerung oder sogar einer Generation Verzögerung erst passiert“ (G2, 147ff.). Trotzdem gebe es punktuelles Interesse: „Dafür, dass wir hier am Stadtrand sind, wir sind ja nicht am Rathaus [...]. Man muss es wirklich gezielt aufsuchen, und dafür gibt es doch Resonanz“ (G2, 225ff.). Dieses Jahr zum Weltflüchtlingstag plane man eine größere Veranstaltung mit Podium, Gottesdienst, Lesungen, Musik und Essen. Um die Gedenkstätte weiter „in der Kirchengemeinde zu verwurzeln“ und Geflüchtete anzusprechen, seien außerdem weitere Kooperationen und Veranstaltungen geplant (G2, 181ff.).

In Wuppertal wurde der Gedenkort am 21. Mai 2022 feierlich in Begleitung eines „breit gefächerten kulturellen Programms“ eröffnet. Nach Einschätzung der Initiator*innen werde der Ort seither von Menschen zur Kenntnis genommen, die dort stehen bleiben und sich informieren. Ein Jahr vorher, am Weltflüchtlingstag 2021, hielt die Seebrücke an dem Gedenkort eine 24-stündige Mahnwache in Gedenken an die Opfer der EU-Grenzpolitik ab, die live auf YouTube gestreamt wurde. In halbstündigem Wechsel lasen ungefähr 50 Leute aus dem kulturellen und politischen Bereich Namen der Opfer und teils mehrsprachige Texte vor. Von einem kurdischen Filmemacher wurde die Mahnwache als Element des Entstehungsprozesses filmisch dokumentiert. Aufgrund der Corona-Pandemie sei die Außenwirkung geringer als erhofft ausgefallen, den beteiligten Personen aber sei die Aktion sehr nahe gegangen (G3, 210ff.). Für die Zukunft seien weitere Informations- und Protestveranstaltungen geplant.

Der Gedenkort in Cadenberge wurde mit einem Gottesdienst am Volkstrauertag 2020 eröffnet. Einige hochrangige geladene Gäste - Politiker*innen, Sponsor*innen, Vertreter*innen der Evangelischen Kirche in Deutschland - mussten ihre Zusagen im Kontext der Corona-Pandemie zurückziehen. Trotzdem sei die Kirche aufgrund der Feierlichkeiten anlässlich des Volkstrauertages sehr gut besucht gewesen. Verschiedene Akteur*innen haben Redebeiträge gehalten, darunter auch die im Entstehungsprozess beteiligten Schüler*innen. Sie lasen aus dem Buch „Todesursache Flucht“ exemplarisch die Vita einiger Menschen vor, die auf der Flucht ums Leben gekommen sind. Nach dem Gottesdienst wurde draußen an den Denkmälern ein Kranz niedergelegt. Musikalisch begleitet wurde die Veranstaltung durch zwei Chöre (G4, 232ff.). Auch in Zukunft solle der neue Gedenkort in die jährlichen Feierlichkeiten zum Volkstrauertag aufgenommen werden und dabei aktuelle Entwicklungen, wie zum Zeitpunkt des Interviews den russischen Angriffskrieg in der Ukraine und die damit einhergehenden Fluchtbewegungen, einbinden: „Ich bin mal gespannt, wie das jetzt im Herbst abläuft [...], weil [...]

zum Beispiel als die Ukrainer kamen, haben wir dort, wo der Buchstabe in der ukrainischen Sprache an dem Denkmal ist, da hatten wir eine große Schüssel hingestellt mit blau-gelben Blumen, so einfach als Metapher. So etwas werden wir dann sicherlich jetzt auch im November machen, am Volkstrauertag, dass da dann aber eben nicht nur blau-gelb, sondern auch gewisse andere Sachen liegen, die da so ein bisschen drauf hinweisen“ (G4, 454ff.). Erst kürzlich habe an dem Gedenkort ein Gebet in ukrainischer Sprache stattgefunden (G4, 321ff.). Die individuelle Nutzung des Gedenkortes schätze man anhand der Flyer ab, welche als Informationsmaterial mitgenommen werden. Es sei nicht so, dass jede Woche „100 Flyer weggehen oder sowas, aber insgesamt bis jetzt würde ich sagen, 80 sind bestimmt schon weggegangen“ (G4, 308ff.). Von einigen Familien wisse man aber, dass sie den Gedenkort regelmäßig aufsuchen. Ab und zu finde man auch Gegenstände, die Personen wie „eben auf dem Friedhof auch“ dort abgelegt haben (G4, 460ff.).

In Mainz wurde der Trauerort im April 2018 von politischen und kirchlichen Akteur*innen - dem Diözesencaritasdirektor, dem Oberbürgermeister und der Finanzministerin – eröffnet. Das musikalische Rahmenprogramm gestalteten geflüchtete Musiker*innen. In den meisten Fällen werde der Trauerort gemeinsam von Mitarbeiter*innen und Klient*innen des PSZ genutzt, die ihn in der Regel einmal gemeinsam aufsuchen. Danach entwickle sich die Nutzung ganz unterschiedlich. Aufgrund der Größe des Einzugsgebietes verbinden einige Klient*innen, die von weiter weg anreisen, einen Gesprächstermin beim PSZ mit einem Besuch am Trauerort (T1, 150ff.). Oft werde etwas dort gelassen: „Was also in allen Kulturen, oder mit allen Klienten gut ist, ist ein Stein [...] oder eine Blume eben da zu lassen. Also dieses hingehen können und was da lassen können ist ganz wichtig“ (T1, 117ff.). Das gehe zwar aufgrund der Pflege nur mit kleinen Gegenständen, werde aber sehr gerne angenommen (T1, 121f.). Positiv hervorgehoben wird auch das Zusammenspiel der beiden Gestaltungselemente. Es habe sich gut bewährt, dass die Beschaffenheiten so unterschiedlich sind. Ein Element glatt und einladend, um ein bisschen darauf zu verweilen. Dort werde oftmals gemeinsam mit den Sprachmittler*innen über die verstorbene Person gesprochen und ihrer gewürdigt (T1, 146ff.). Der raue Naturstein hingegen werde gerne genutzt, weil er etwas haptisches habe: „Also das heißt die Klientinnen, Klienten, mit denen ich da war, die haben den auch immer gerne mal angefasst oder sich davor gekauert. Also am oder vor diesem Stein dann eben auch eine Kerze, vielleicht ein Teelicht hinterlassen oder da die Blumen hinterlassen“ (T1, 138ff.).

In Düsseldorf wurde der Trauerort im November 2011, am Totensonntag, mit musikalischem Rahmenprogramm und Redebeiträgen der Kooperationspartner*innen und Vertreter*innen

migrantischer Communities, wie der afrikanischen Gemeinde in Düsseldorf oder dem Zentrum für arabische Familien in Berlin, eröffnet. Seitdem finden regelmäßig Veranstaltungen dort statt, die sich thematisch an aktuellen Geschehnissen orientieren. Eigene Veranstaltungen bestehen dabei meist aus drei Elementen: Protestkundgebung, Gedenken und Information (T2, 180ff.). Auch externe Gruppen können in Absprache mit dem PSZ Veranstaltungen am Trauerort durchführen. In der Vergangenheit waren das beispielsweise Wohngruppen von unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten oder kurdische Gruppen, die den Trauerort für Veranstaltungen zum Jahrestag der Giftgasanschläge nutzten. Der Trauerort werde auch Station bei Demonstrationen und Trauermärschen (T2, 183ff.). Im Fokus stehe aber die gemeinsame Nutzung mit Klient*innen des PSZ, die den Trauerort in der Regel mit den Mitarbeiter*innen im Rahmen ihrer Sitzungen einmal, oder mehrmals, aufsuchen (T2, 157ff.). Die Gestaltung der Besuche sei dabei ganz unterschiedlich. Eine Klientin habe beispielsweise immer einen mitgebrachten Stein in dem Wasserbecken gewaschen, während sie ihre Geschichte erzählt hat (T2, 160ff.). In einem anderen Fall kam ein Klient zum PSZ, dessen Mutter am Tag vorher im Herkunftsland verstorben war: „Dann haben wir gesprochen und dann habe ich ihm angeboten, dahin zu gehen, er hatte nur einen Freund dabei. Dann sind wir, der Weg führt über den Markt, da habe ich gesagt, wenn er eine Pflanze kaufen möchte, die könnte er da dann einpflanzen. Da hat er so ein kleines Bäumchen gekauft und hat das dann da eingepflanzt. Und es sind auch noch Kolleginnen mitgekommen, also dass er also auch nicht so allein war. Und er hat es dann eingepflanzt und hat mit seinem Freund da gebetet und dann haben wir ein bisschen gegessen und dann sind wir nochmal ins PSZ und haben Tee getrunken. Und dann konnte er mit seinem Freund auch wieder in seine Wohngruppe gehen“ (T2, 163ff.). Auch außerhalb der Einbindung durch das PSZ werde der Trauerort von Menschen aufgesucht. Entweder „wirklich um zu trauern, um sich irgendwo mit den Menschen, wie sie sonst zum Friedhof gehen würden, in Verbindung zu setzen, oder manche einfach auch weil das so ein ruhiger Ort ist“ (T2, 170ff.). Immer wieder werden Blumen, Bilder oder Kerzen dort abgelegt (T2, 174f.).

5.9 Herausforderungen

In Biberach war die größte Herausforderung die Standortsuche. Im Umland habe es zwar einige Angebote von Kirchen gegeben, man habe sich aber bewusst dazu entschieden, den Gedenkort in der Stadt zu errichten, da die meisten Geflüchteten dort leben. Man sei sowohl von kirchlicher als auch von städtischer Seite auf wenig Verständnis für den Bedarf eines Gedenkortes und Unterstützung gestoßen. Einige kirchliche Akteur*innen äußerten Bedenken, dass es Trauernde auf den Friedhöfen stören könne, „wenn da vor oder auf dem Friedhof eine

Gedenkstätte wäre“ (G1, 55f.). Paradoxerweise habe es aber zum Ende des Entstehungsprozesses Versuche der Kirche gegeben, „das für ihre Zwecke zu nutzen“ und nachträglich christliche Plaketten oder Sprüche anzubringen (G1, 324ff.). Das konservative Umfeld in Oberschwaben habe den Prozess deutlich erschwert (G1, 344ff.). Zudem gab es die Sorge vor Vandalismus und Übergriffe durch rechte Gruppen. Dass das bisher nicht passiert ist, erklären sich die Initiator*innen durch den „Respekt der Lage“ zwischen den Friedhöfen. Mitten auf dem Marktplatz „wäre [das Denkmal] längst kaputt“ (G1, 379). Bisher würde der Ort nicht als „feindlicher Ort“ wahrgenommen werden (G1, 383ff.). Als weitere Herausforderung wurde genannt Geflüchtete sowohl im Entstehungsprozess als auch anschließend in der Nutzung „in größerer Zahl mit einzubinden“. Oftmals fehle es ihnen an Kapazitäten, um sich mit dem Thema Trauer auseinanderzusetzen. Vor allem die Menschen, die noch nicht lange in Deutschland leben, „haben im Moment auch wirklich glaube ich eigene Probleme, als dass sie das jetzt hier wahrnehmen“ (G1, 126f.). Gerade Familien und alleinerziehende Mütter fänden den Weg nicht automatisch zum Gedenkort: „Die haben einfach so viel zu tun, dass sie nicht noch irgendwo was anderes machen wollen“ (G1, 316ff.). Auch die mangelnden Beratungskapazitäten tragen dazu bei, dass das Thema verdrängt und erst viele Jahre später wieder zum Problem werde (G1, 318ff.).

In Bremen war die größte Herausforderung im Entstehungsprozess die Finanzierung, die „zwischenwackelig“ war (G2, 269). Auch die Priorisierung der finanziellen Mittel wurde zwischenzeitlich diskutiert: „Die Frage gab es natürlich zwischenzeitlich auch. [...] Mensch, wir brauchen das Geld doch für die Flüchtlinge, die jetzt hier ankommen. Und wir mussten dann immer mal wieder argumentieren, nein die Toten, das ist auch eine christliche Botschaft, leben für uns, die Toten gehören dazu, die Toten sind nicht einfach weg. Und es ist wichtig, auch für die Geld auszugeben, wie ich für die Grabpflege Geld ausgabe“ (G2, 305ff.). Zudem werde der Gedenkort wie bereits in vorherigen Kapiteln beschrieben von Geflüchteten als „Erstbetroffene“ kaum genutzt. Auch in der Öffentlichkeit sei das Thema weitestgehend verschwunden. Großthemen würden von anderen Großthemen verdrängt, wie zum Beispiel die Corona-Pandemie oder der russische Angriffskrieg in der Ukraine. Heute, drei Jahre nach der Eröffnung, hätte der Gedenkort wahrscheinlich nicht mehr realisiert werden können (G2, 191ff.).

Auch in Cadenberge wurde die Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Akteur*innen und die Finanzierung als Herausforderung genannt (G4, 203f.; 220ff.; 399ff.). Vereinzelt seien zudem Stimmen laut geworden, die die Kosten den Kosten-Nutzen des Gedenkortes in Frage stellten:

„Es kamen aber auch mal vereinzelte Stimmen, dafür ist das Geld da, ist klar, so was hast du natürlich immer. [...] Und dass dann manche versuchen, die eher dem rechten Klientel zuzurechnen sind, darüber irgendwas rein zu schießen und ein bisschen Unmut zu schaffen, aber da würde ich sagen, das hat eindeutig nicht geklappt“ (G4, 343ff.). Mehrfach wurde außerdem die Sorge vor rechten Übergriffen genannt. Die Informationstafel habe deshalb eine spezielle Beschichtung, die man abwischen kann, wenn sie besprüht wird. Bisher habe es keine Vorfälle am Denkmal direkt gegeben, aber gegen Engagierte: „dass bei mir die Reifen zerstochen wurden, zweimal, diese Dinge“ (G4, 20ff.).

Als Initiative mit ehrenamtlichen Mitgliedern stand die Seebrücke in Wuppertal in Hinblick auf die Trägerschaft, Pflege und Kontinuität vor vielen praktischen Herausforderungen. Die Trägerschaft und damit die Verantwortung für die Zuwendungen übernahm der Förderverein Elberfelder Nordstadt. Durch die Übernahme des Gedenkortes durch Utopiastadt nach fünf Jahren konnte auch die Pflege und Kontinuität gewährleistet werden (G3, 17ff.). Die Coronapandemie erschwerte die Einbindung der Zivilgesellschaft in den Entstehungsprozess (G3, 264ff.). Zeitliche Verzögerungen gab es außerdem seitens der Stadt Wuppertal aufgrund von Umbauarbeiten. Diese Verzögerung habe aber gleichzeitig mehr Zeit für die Vorbereitungen und das Fundraising eingeräumt (G3, 268ff.). Als weitere Herausforderung wurden die ästhetischen Vorstellungen verschiedener Akteur*innen zur Gestaltung genannt: „[...] wenn wir das diskutiert hätten von Anfang an, wie das gestaltet wäre, das wäre sicher auch ein schwieriger Prozess geworden [...]. Der hätte unbedingt auch noch moderiert werden müssen, ja auch mit offenem Ende gestaltet werden müssen. Und das wäre sicherlich auch nicht einfach gewesen“ (G3, 99ff.). Auch in Wuppertal habe man damit gerechnet, dass das Denkmal vandalisiert wird. Überrascht habe die Initiator*innen, dass die Infotafel bereits fünf Tage nach der Einweihung zerkratzt und beschmiert wurde: „Dass das so schnell ist, da haben wir nicht so mitgerechnet. Das hat uns natürlich erschreckt. Wir werden das beheben können und werden es vielleicht auch nochmal mit einer anderen Platte oder sowas ein bisschen fester machen können. Aber das ist halt öffentlicher Raum und wenn es keine Nazigeschichten sind, wenn an dem Boot irgendwas ist, dann ist es auch nicht so schlimm, dann kann man das auch abschleifen und ansonsten ist das ja auch das ist so dieser Portland Stahl, der wird rostig und wird sowieso dann alt und gebraucht aussehen [...]. Nur Nazisachen wollen wir da natürlich nicht (G3, 180ff.).

Auch in Mainz gestaltete sich die Standortsuche schwierig. Da der Ort zentral gelegen sein sollte, um ihn mit Klient*innen gut erreichen zu können, waren die Optionen begrenzt. Einige

Kirchengemeinden wollten den Trauerort zudem nicht auf ihrem Gelände haben. Es habe lange gedauert, eine Ansprechperson zu finden, die den Raum tatsächlich zur Verfügung stellen konnte (T1, 273ff.). Eine weitere Herausforderung seien die unterschiedlichen Vorstellungen der Akteur*innen dazu gewesen, wie ein Trauerort aussehen solle (T1, 282ff.). Durch die Aushandlungsprozesse zwischen den vielen Beteiligten sei es auch zu zeitlichen Verzögerungen gekommen (T1, 287ff.). Auch in Düsseldorf haben die tatsächlichen finanziellen und zeitlichen Ressourcen die ursprünglich geplanten weit überschritten. Auch abseits der regulären Arbeitszeit sei viel für das Projekt gearbeitet worden (T2, 227ff.). Diskutiert wurde außerdem die Priorisierung der investierten Ressourcen: „Die Herausforderung war natürlich, jetzt nicht sehr überraschend, die Finanzierung. Und [...] die Priorisierung. Also wir haben uns natürlich auch immer wieder gefragt, weil wir als PSZ ja nun auch gut zu tun haben, ist es ok, dass wir für so ein Ding so viel Zeit aufwenden? [...] Wir hätten ja Klienten versorgen, Anträge schreiben können, oder sonst was machen können. Und eben, ob es [...] die Mühe und das Geld auch wert ist, sowas zu machen. Es war natürlich eine Diskussion, wobei die eigentlich nicht kontrovers war, [...] also es war niemand der diese Position bezogen hat, [...] aber wir haben uns das auch immer selber gefragt“ (T2, 226ff.). Schlussendlich wurde sich aber dafür entschieden: „Aber es ist trotzdem richtig. Weil das Ding steht jetzt und wird auch noch eine ganze Weile weiter stehen. Und das Geld hätten wir letztendlich für unsere normale Arbeit nicht bekommen“ (T2, 238ff.).

5.10 Gelingensfaktoren

Als Gelingensfaktoren im Entstehungsprozess wurde am häufigsten die Unterstützung und Wertschätzung beteiligter Akteur*innen genannt. In Biberach habe die Caritas die gesamte Organisation übernommen. Durch seine frühere Beteiligung an der Entstehung eines anderen Denkmals sei der Entscheidungsträger verständnisvoll und bereit gewesen, die Finanzierung zu übernehmen (G1, 85ff.). Im Laufe der Zeit sei auch die Stadt Biberach dem Gedenkort mit zunehmendem Interesse, Aufmerksamkeit und Wertschätzung begegnet. Beispielsweise schicke die Stadt jedes Jahr „jemand Hocharrangiges“ zur Gedenkfeier (G1, 355ff.). In Wuppertal gab es von Anfang an viel Unterstützung aus dem öffentlichen und privaten Bereich: „Wir sind eigentlich überall offene Türen eingemacht, gerade [...] bei der Stadt, was ja auch ganz anders hätte laufen können. Auch was das Fundraising angeht, war es überraschend einfach [...]. Die [Mittel] haben wir auch alle durch zweckgebundene Zuwendungen und auch durch unglaublich viele Privatspenden, also viel mehr als wir damit gerechnet haben, rein bekommen“ (G3, 259ff.). Auch die Zivilgesellschaft und die durchführenden Unternehmen unterstützten die Seebrücke mit hilfreichen Tips und boten ihre Arbeiten günstiger oder pro bono

an: „Ja das ist nicht nur für den Ort gut, das hat uns ja auch gezeigt, dass es noch viel Unterstützung in der Gesellschaft gibt, die sich erstmal nicht unbedingt so äußert, aber wenn man sie erbittet, dann sind sie auch da“ (G3, 295ff.). Eine gute Vernetzung nannten die Interviewpartner*innen ebenfalls als Gelingensfaktoren. Das habe im Fall der Seebrücke Wuppertal auch dazu beigetragen, dass das Vorhaben auf so viel Unterstützung stoß. In Cadenberge habe die gute Vernetzung durch die langjährige Arbeit der Bürgerinitiative, der daraus resultierende gute Kontakt zur Zielgruppe und der überschaubare Sozialraum dazu beigetragen, dass der Gedenkort errichtet werden konnte (G4, 136ff.). Auch private Kontakte, wie beispielsweise in Bremen zu der senatorischen Behörde und dem Kunstmuseum, wurden als Gelingensfaktoren genannt. So habe man „[...] auch in ästhetischer Hinsicht eine hochkarätige [...] Betreuung gehabt, was wir aus uns heraus nicht so hätten leisten können“ (G2, 37f.). Als hilfreich im Entstehungsprozess wurden außerdem zum einen die Beteiligung vieler Akteur*innen genannt und zum anderen Entscheidungsprozesse im kleineren Kreis. Man müsse zwar die Vertreter*innen verschiedener Gremien und die Öffentlichkeit von dem Vorhaben überzeugen, das eigentliche „doing“ liege aber an anderer Stelle. Dafür brauche man einen kleinen Kreis von engagierten Menschen, die Kompetenzen im inhaltlichen und gestalterischen Bereich haben und Kapazitäten, diese einzubringen (G2, 293ff.). Auch in Cadenberge habe sich die enge Zusammenarbeit der drei Projektpartner*innen (Bürgerinitiative, Schule, Kirche) positiv auf den Entstehungsprozess ausgewirkt. Durch die gute Einbindung des Projektes in Schule und Kirche konnten auch ganz praktische Herausforderungen, wie die Versicherung der Schüler*innen an den Projekttagen, geklärt werden (G4, 444ff.). Die Sensibilisierung der Öffentlichkeit für das Thema wurde von mehreren Interviewpartner*innen genannt (G2, G3, G4, T2). In einigen Fällen sei die Berichterstattung zu dem Thema während der Entstehungszeit sehr präsent gewesen (T2, G4). In anderen Fällen trug die begleitende Öffentlichkeitsarbeit und Veranstaltungen während des gesamten Entstehungsprozesses dazu bei, dass viele Akteur*innen gewonnen und eingebunden werden konnten (T1, T2). In Düsseldorf sei auch das Mitwirken der Klient*innen ein positiver Faktor im Entstehungsprozess gewesen: „letztendlich fanden die Klientinnen und Klienten das auch ganz schön, dass das, woran sie so beteiligt waren, auch so viel Aufmerksamkeit auf sich zieht und in der Zeitung ist und dass darüber berichtet wird und Leute hinkommen. Das ist so ein wechselseitiger Prozess, der sich bestärkt“ (T2, 324ff.). In zwei Fällen wurde der fröhliche Charakter der Begleitveranstaltungen positiv hervorgehoben (G4, T2). In Cadenberge wurde das Projekt von Freizeitaktivitäten begleitet. Durch die Zusammenarbeit der Bürgerinitiative und der Schule gab es dafür finanzielle und personelle Ressourcen (G4, 438ff.). Auch in Düsseldorf seien die

Begleitveranstaltungen oft sehr freudig gewesen: „Also ich glaube das war auch wichtig, immer so diese Pendelbewegung zu machen. Es ist ein Ort für Trauer, aber wir müssen im Prozess nicht die ganze Zeit weinen, sondern wir schaffen hier was“ (T2, 316ff.). In Hinblick auf die Nutzung wurde als Gelingensfaktor die Gestaltung genannt, die darüber entscheide, ob Menschen sich an dem Ort wohlfühlen und ihn nutzen. Dafür brauche es Menschen, die ein Gefühl für den Raum und seine Gestaltung haben: „das liegt denke ich sehr stark am Entwurf. Das ist ein Aspekt, den die Künstlerin sehr im Sinn hatte. Die hat schon viel im öffentlichen Raum auch gearbeitet und hat ein Gespür dafür, wie so ein Ort angenommen und akzeptabel gemacht werden kann, also auch in problematischen Umgebungen. [...] Und das war beim Trauerort auch. Der [wurde] also nie vandalisiert“ (T2, 296ff.). Dazu beigetragen habe auch der langjährige Aushandlungs- und Austauschprozess (Z2, 302f.).

5.11 Hinweise für die Umsetzung in Hannover

Als Hinweis für die Umsetzung in Hannover wurde in zwei Fällen die kritische Reflexion der eigenen Motive genannt: „Was wollen wir denn damit? Was wollen wir für uns? Können wir tatsächlich was für andere machen? Wenn man die nicht mit einbezieht, dann macht man was für sich selber“ (G1, 417ff.). Der Prozess müsse ergebnisoffen gestaltet sein: „Man will ja nicht sagen hey Zielgruppe, nutz das gefälligst. Sondern da ist es wichtig, sich zu überlegen, wozu ist der denn überhaupt gut, ja, und da vielleicht noch ein bisschen flexibel zu sein bei so einem Trauerort und auch nicht allzu enttäuscht zu sein, wenn er dann vielleicht nicht so genutzt wird, wie ich mir einbilde, dass er genutzt werden sollte. Also da dranbleiben, tatsächlich mal zu schauen, wer profitiert davon, wer will das, wer aber vielleicht auch gar nicht. Weil es zum Beispiel dann doch schon andere Orte gibt, und dieser Trauerort für manche natürlich auch total unnötig ist. Die machen das anders. Also da irgendwie offen für zu bleiben“ (T1, 300ff.). Neben der kritischen Reflexion der eigenen Motive spielt also auch die Partizipation der Menschen eine Rolle, für die der Ort gedacht ist. Außerdem solle versucht werden, die Bedürfnisse möglichst vieler Menschen miteinzubeziehen, um das Ganze „auf breitere Füße zu stellen“ (G1, 425). Dafür sei auch die Einbindung von Therapeut*innen oder Einrichtungen sinnvoll, in denen sich Menschen, die „solche unspezifischen Verluste“ erlitten haben, aufhalten (T1, 308ff.).

6. Diskussion

Die theoretischen Vorüberlegungen zu Trauer und Raum haben gezeigt, dass Trauer mitbestimmt ist von den Räumen innerhalb derer sie stattfindet und der Raum gleichzeitig in vielfältiger Weise zum Medium für den Ausdruck von Trauer wird (vgl. Holzschuh 2016, S. 36). Trauer und Raum sind Teil eines komplexen sozialräumlichen Beziehungsgewebes. Die Interviews mit Initiator*innen bestehender Trauer- und Gedenkorte für Geflüchtete in Deutschland geben Einblicke in ihre sozialräumliche Konstellation und gesellschaftlich-politische Bedeutung. Sie zeigen geteilte Erfahrungs- und Erkenntniswerte sowie einige Spannungsfelder auf.

In unterschiedlichem Maß richten sich die Trauer- und Gedenkorte „nach innen“ und „nach außen“. Ersteres meint dabei den Fokus auf individuelle Trauer- und Erinnerungsprozesse, Zweiteres einen teils mahnenden Appell an die Zivilgesellschaft. Zwar verschwimmen diese Grenzen in der Praxis, aber die Trauer- und Gedenkorte zeigen dennoch klare Tendenzen bezüglich ihrer Verortung auf diesem Spektrum. Die Trauerorte in Mainz und Düsseldorf richten sich in ihrer Funktion klar „nach innen“. Sie sind Orte, an denen zu den Verstorbenen Kontakt aufgenommen werden kann, an denen, wenn auch in veränderter Form, eine innere Verbindung mit ihnen aufrechterhalten werden kann. Im Sinne von „continuing bonds“, also der Annahme, dass Hinterbliebene eine fortbestehende Beziehung zu den Verstorbenen leben, sind sie wichtige Orte der Auseinandersetzung mit Verlust und Trauer. Sie geben Hinterbliebenen einen festen Ort für ihre Trauer, sodass sie nicht durchgehend im Alltag präsent sein muss. Das kann Trauernde dabei unterstützen, die verstorbene Person „aus dem verwundeten Nahbereich in einen weiter gespannten befriedeten Nähe-Ring zu transportieren“ (Sloterdijk 1998, S. 170). In diesem befriedeten Nähe-Ring sind die Toten zwar da, fordern aber nicht ständige Aufmerksamkeit. Sie sind nicht vergessen, aber Trauernde müssen sich nicht dauerhaft mit ihnen beschäftigen (vgl. Wagner-Rau 2016, S. 13). Die Trauerorte in Mainz und Düsseldorf sind Orte für Rituale, deren Bedeutung aktiv durch die beteiligten Akteur*innen konstruiert wird (vgl. Mathijssen 2017, S. 18). Das zeigen unter anderem die Beispiele, die in den Interviews zur individuellen und kollektiven Nutzung der Orte gegeben wurden. Darin wurden die Rituale gemeinsam durch die Teilnehmenden erdacht, in der Regel von Klient*innen und Berater*innen. Oft beinhalteten die Rituale das Ablegen von Steinen und Bildern, das Einpflanzen von Blumen, oder das Anzünden von Streichhölzern oder Kerzen. An den beiden Standorten folgt man, analog zu den Ausführungen im Theorieteil dieser Arbeit, der Annahme, dass Rituale hilfreich dabei sein können, den Verlust (be)greifbar zu machen. Rituale an

bedeutungsgeladenen Orten holen den Verlust „aus dem Irrealen“ und bringen „Zeit und Raum zusammen“ (T1, 249ff.). Sie können Trauernden Struktur und Kontrolle geben und „Licht in das entstandene Chaos bringen“ (Canacakis 1999, S. 136). In den genannten Beispielen zur Nutzung spielt auch das Sprechen über die verstorbene Person eine wichtige Rolle, was vor dem Hintergrund der Annahme, dass Geflüchteten „reale Räume des Totengedenkens“ (Wagner-Rau 2016, S. 28), wie beispielsweise Grabstätten, kaum zugänglich sind, eine besondere Bedeutung gewinnt. Durch das Sprechen über die verstorbene Person werden „individuelle Erinnerungs- und Erzählräume“ zugänglich, in denen die Beziehung zu den Verstorbenen aktiviert und gegenwärtig wird (vgl. Wagner-Rau 2016, S. 28).

Auch wenn die Trauerorte in Mainz und Düsseldorf sich eher „nach innen“ richten ist ihre Notwendigkeit und ihr Bestehen ein Appell „nach außen“, an die Mehrheitsgesellschaft. Implizit wird auf die Ursache der Trauer hingewiesen: Flucht. Damit einher geht auch eine Kritik an den Strukturen, die das Leid Geflüchteter verstärken. In unterschiedlicher Ausprägung richten sich auch die vier Gedenkorte in Biberach, Bremen, Cadenberge und Wuppertal „nach innen“. Ihre Existenz schafft eine Legitimation für Trauer und bringt eine Anerkennung des Leids zum Ausdruck, die nach Einschätzung der Interviewpartner*innen eine hohe Wirkung auf individuelle Trauerprozesse haben kann. Vielmehr aber richten sich die Gedenkorte „nach außen“, an die Mehrheitsgesellschaft. Sie sollen sensibilisieren, informieren und auf politische Missstände hinweisen. Das wird vor allem in der unterschiedlichen Nutzung der Trauer- und Gedenkorte deutlich. Die Trauerorte werden in erster Linie von Klient*innen und Berater*innen der Psychosozialen Zentren im Kontext ihrer Funktionen als Beratungs- und Therapieeinrichtungen für traumatisierte und psychisch belastete Geflüchtete genutzt. Die Gedenkorte werden in den meisten Fällen von Interessierten und Engagierten der Mehrheitsgesellschaft genutzt. Anlässe für die Nutzung der Gedenkorte sind dabei unter anderem Gedenkfeiern, Gottesdienste, Mahnwachen, Informationsveranstaltungen, Demonstrationen oder Trauermärsche. Auch die Gestaltung der Trauer- und Gedenkorte macht die unterschiedlichen Funktionen sichtbar. Die Trauerorte sind offener und abstrakter gestaltet. Die die Seele Trauernder umarmende, halbrunde Skulptur in Mainz und die leicht abfallende Schneckenform in Düsseldorf richten sich klar „nach innen“. Bewusst wurde sich gegen Gegenstände und Materialien entschieden, „die Erinnerungen an Folter oder Gewalterlebnisse wecken können“ (Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge Düsseldorf 2011). Bei der Betrachtung der vier Gedenkorte in Biberach, Bremen, Cadenberge und Wuppertal fällt auf, dass alle vier Gestaltungselemente nutzen, die explizit auf die Flucht über das Mittelmeer hinweisen: Wellen und Boote. Das steht in direktem Zusammenhang mit ihrem Entstehungszeitraum. Alle sind nach 2015

entstanden, dem Jahr in dem viele Menschen über das Mittelmeer nach Europa und Deutschland geflüchtet sind und die Bilder von Bootsunglücken die Medienberichterstattung bestimmten. Gemeinsam haben die drei dargestellten Boote, dass sie kaputt, halbge kentert oder halbversunken sind und damit klare Kritik an der europäischen und deutschen Flüchtlingspolitik üben. Diskutiert wurde hinsichtlich dieser expliziten Darstellung weniger, ob sie auf die Betroffenenengruppe retraumatisierend wirken könnte, sondern mehr, ob sie nicht zu spezifisch sei und dadurch Menschen, die beispielsweise auf anderen Fluchtrouten nach Deutschland gekommen sind und Leid erfahren haben, ausschließe.

Die Verwendung religiöser Gestaltungselemente wurde kontrovers diskutiert. In Bremen hat man sich bewusst für einen Bibelspruch als Gestaltungselement entschieden. In Biberach, Mainz und Düsseldorf wurde bewusst auf die Nutzung religiöser oder nationaler Symboliken verzichtet. Auffällig ist jedoch, dass die Trauer- und Gedenkorte in vier von sechs Fällen auf Kirchengelände verortet sind, selbst wenn sich aktiv gegen eine Verwendung religiöser Symbolik entschieden wurde. In diesen Fällen wurde diskutiert, ob der Standort oder die dort vorhandenen christlichen Gestaltungselemente für die Betroffenenengruppe eine Hürde darstellen würden, den Trauer- oder Gedenkort als solchen zu nutzen. Für das Kirchengelände als Standort wurde sich jedoch aus pragmatischen Gründen der Eigentumsverhältnisse entschieden. Gleichzeitig bemühte man sich um eine optische Abtrennung zwischen Trauerort und Kirchengelände, zum Beispiel durch eigene Zugänge und die Umgestaltung von Wegen und Bepflanzung. Bezüglich der Nutzung der Trauer- und Gedenkorte durch die Betroffenenengruppe spielen außerdem die Anforderungen an den Raum als besonderer „Schutz- und Schonraum“ eine Rolle (Holzschuh 2006, S. 39). Dafür wurde ein Rahmen geschaffen, „der die Scham vor dem Gefühlsverlust anerkennt und ein ‚Sich-gehen-Lassen‘ erlaubt“ (Holzschuh 2006, S. 39). Neben der Einbettung in bestehende soziale und institutionelle Strukturen bedarf es dafür einer Absonderung von der Öffentlichkeit. Gleichzeitig wurde in den Interviews mehrfach die Korrelation zwischen Nutzung und Erreichbarkeit hervorgehoben. Demnach ist die Nutzung höher, wenn der Ort zentral gelegen und für die Zielgruppe gut erreichbar ist. Diese Konfliktlinie bemühte man sich beispielsweise in Mainz und Düsseldorf durch eine optische und räumliche Abschirmung durch die bestehenden Kirchenmauern oder eine hohe Bepflanzung zu überwinden. Die Nutzung scheint auch dann höher zu sein, wenn die Betroffenenengruppe aktiv in Entstehungs- und Entscheidungsprozesse beteiligt war. In den meisten Fällen waren Geflüchtete als Betroffenenengruppe weniger in Entscheidungsprozesse, sondern mehr in den Entstehungsprozess, beispielsweise während des Baus oder hinterher in die Pflege, involviert.

Sowohl Winter als auch Scholz schreiben Trauer- und Gedenkorten als charakteristisches Merkmal zu, durch den Zugriff auf den limitierten öffentlichen Raum einen gesellschaftlichen Konsens zu markieren (vgl. Winter 1995, S. 253; vgl. Scholz 2021, S. 593). Die Standortsuche wurde allerdings in fünf von sechs Fällen als Herausforderung genannt. Gekoppelt mit der vielfach genannten Sorge vor Vandalismus und rechten Übergriffen wird hier ein weiteres Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichem Konsens einerseits und gesellschaftlicher Ablehnung andererseits deutlich. Auffällig ist außerdem, dass die Initiator*innen der Trauer- und Gedenkorte in vier von sechs Fällen aus dem kirchlichen Milieu stammen. Scholz argumentiert, dass christliche Gemeinden oder Wohlfahrtsverbände dafür besonders prädestiniert seien, da sie auch bei der Flüchtlingsaufnahme und -betreuung zu den wichtigsten zivilgesellschaftlichen Akteur*innen zählen (vgl. Scholz, S. 609). Zudem verbinden sie „eine ethische Grundhaltung gegenüber Geflüchteten mit einer stabilen institutionellen Verfasstheit, einem großen sozialen Kapital sowie gesellschaftlichem Gestaltungsspielraum. Die Errichtung von Gedenkorten wird durch ihre Nähe und Vertrautheit mit ritualisierten Erinnerungspraktiken ebenso begünstigt wie durch ihre eigene Verfügung über (halb)öffentliche Räume“ (Scholz 2021, S. 609).

Auffällig ist auch die Verbindung mit oder räumliche Nähe der Trauer- und Gedenkorte zu bestehenden Denkmälern. In Biberach liegt der Gedenkort zwischen einem evangelischen Friedhof und einem 1949 angelegten Friedhof für russische Soldaten. Dort erinnern 572 Namenstafeln zusammen mit einem orthodoxen Kreuz an die Menschen, die als Zwangsarbeiter*innen aus der ehemaligen UDSSR nach Schwaben verschleppt wurden (vgl. Seeger). In Mainz wurde ein auf dem Gelände vorhandener Gedenkstein abgeschliffen und umgenutzt. In Bremen wurde der Gedenkort für Fluchtopfer neben dem Gedenkkreuz für die toten der Weltkriege installiert (vgl. Ev. Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen 2018). Auch in Cadenberge befindet sich der Gedenkort neben einem bestehenden Denkmal für die Toten des ersten Weltkrieges. In Bremen und Cadenberge werden die Gedenkorte für Menschen, die auf der Flucht ihr Leben verloren haben, in Gottesdienste anlässlich des Volkstrauertages integriert. Die Gedenkorte haben somit ihren eigenen Kalender, die in unterschiedlicher Ausprägung parallelen zum liturgischen Kalender verlaufen, sich aber dennoch von ihm unterscheiden (vgl. Winter 2012, S. 253). Hier wird die bereits anfänglich in der Arbeit beschriebene Schnittstelle zwischen religiösen und säkularen Praktiken sichtbar.

Eine Einordnung der Forschungsergebnisse muss vor dem Hintergrund erfolgen, dass die geschaffenen Räume unterschiedliche Kontextualisierungen enthalten. Die Initiator*innen

bestehender Trauer- und Gedenkorte für Geflüchtete in Deutschland verorten diese in unterschiedlichen politischen Diskurslinien und unterscheiden sich dementsprechend auch in ihren intendierten Zielgruppen und Funktionen. Die Kernargumente der Forschungsliteratur greifen daher nicht für alle Trauer- und Gedenkorte gleichermaßen. Vor dem Hintergrund der Zielperspektive Räume zu schaffen für Menschen, die über solche nicht verfügen können und für die Räume der Auseinandersetzung mit Verlust und Trauer in bestimmten Kontexten nicht zugänglich sind, scheinen die Entwürfe der Trauerorte in Mainz und Düsseldorf die Bedürfnislagen Geflüchteter am umfassendsten aufzugreifen. Sie schaffen einen „Schutz- und Schonraum“, in dem eine Auseinandersetzung mit Verlust und Trauer möglich wird, ohne durch explizite Gestaltungselemente an traumatische Erlebnisse zu erinnern.

7. Ausblick: Ein Trauerort für Geflüchtete in Niedersachsen?

Wenn es darum geht, Räume für die Auseinandersetzung mit Verlust und Trauer zu schaffen, scheint eine Einbindung in bestehende Strukturen unabdingbar. Als größtes psychosoziales Zentrum für psychisch belastete und traumatisierte Geflüchtete rückt daher das Netzwerk für traumatisierte Flüchtlinge in Niedersachsen e.V. (NTFN) als Akteur für die Implementierung eines solchen Ortes in Niedersachsen in den Fokus. Das NTFN fungiert als zentrale Anlaufstelle für die psychotherapeutische Behandlung von Geflüchteten und Folteropfern in Niedersachsen. Allein im Jahr 2021 wurden insgesamt 2277 Personen durch das NTFN betreut (vgl. Netzwerk für traumatisierte Flüchtlinge in Niedersachsen e.V. 2021a, S. 20). Mit dem Sitz in Hannover sowie Standorten in Braunschweig, Cuxhaven, Göttingen, Lüneburg, Oldenburg und Osnabrück verfolgt es einen landesweiten Auftrag. Das Team besteht aus Psychotherapeut*innen, Psycholog*innen und Sozialpädagog*innen. Neben Einzeltherapien gibt es therapeutische Gruppen für Erwachsene, Jugendliche und Kinder. Auch das Verfassen von Stellungnahmen und Gutachten gehört zu den Aufgaben der behandelnden Fachkräfte. Zusätzlich zu diesen therapeutischen Angeboten tritt das NTFN als koordinierende Kraft in Erscheinung. Es vermittelt Betroffene in die Regelversorgung, koordiniert den Einsatz von Sprachmittler*innen und unterstützt bei der Beantragung für Psychotherapien bei Sozialämtern und Krankenkassen. Durch Presse- und Öffentlichkeitsarbeit leistet das NTFN einen Beitrag zu der Sensibilisierung der Zivilgesellschaft und der Politik für das Thema Trauma und Flucht. Der eigene Fortbildungsbereich zielt auf die Weiterbildung und Vernetzung von Fachkräften ab (vgl. Netzwerk für traumatisierte Flüchtlinge in Niedersachsen e.V.).

Die Auswertung der Interviews hat gezeigt, dass bei der Implementierung einige Punkte Beachtung finden sollten, die zum einen den Entstehungsprozess und zum anderen die Nutzung

betreffen. Der Entstehungsprozess sollte unter Beteiligung der Zielgruppe ergebnisoffen gestaltet und moderiert werden. Um die Nutzung zu erhöhen, ist es außerdem sinnvoll, mit anderen Akteur*innen, wie Therapeut*innen oder Einrichtungen, zusammenzuarbeiten, um den Ort möglichst vielen Betroffenen bekannt und zugänglich zu machen. Zudem sollte der Ort gut erreichbar aber dennoch geschützt sein. Eine Recherche zu vorhandenen Strukturen für die Auseinandersetzung mit Trauer in Hannover, die sich für die Implementierung eines fluchtspezifischen Trauerortes eignen würden, führt auf den Stadtfriedhof Ricklingen. Dort gibt es seit 2011 die „Räume der Stille“, ein Angebot für „Menschen (nicht nur) in Abschieds- und Trauerprozessen“ (Wächter 2011). Sie wurden in Anlehnung an den Weidendom auf der Internationalen Gartenbau-Ausstellung in Rostock 2003 geschaffen und sollen Trauernden, anders als Kapellen auf Friedhöfen, auch außerhalb von Trauerfeiern als Ort des Innehaltens und Gedenkens zur Verfügung stehen. Im Zentrum der Anlage befindet sich ein grüner Andachtsraum (siehe Abbildung 8), welcher umgeben von fünf weiteren kreisrunden Räumen ist. Mit Objekten aus Metall und Stein symbolisieren sie die fünf Phasen des Abschieds in Anlehnung an Elisabeth Kübler-Ross: Verleugnung, Zorn, Verhandlung, Schwermut und Annahme. Dieser Rundweg kann entweder alleine oder in (professioneller) Begleitung angetreten werden (vgl. Wächter 2011, S. 3). Der Ort ist bewusst offengehalten und richtet sich an alle Menschen, die Trauer über einen Verlust empfinden. Sei es der Verlust der Gesundheit durch eine Diagnose oder eines geliebten Menschen durch Tod oder Trennung.



Abbildung 8: Räume der Stille auf dem Stadtfriedhof Ricklingen (Wächter 2011, S. 3)

Die Implementierung eines Trauerortes speziell für Geflüchtete in Verbindung mit den Räumen der Stille auf dem Stadtfriedhof Ricklingen birgt Chancen und Herausforderungen, sowohl für den Entstehungsprozess als auch für die Nutzung. Positiv zu bewerten wäre sicherlich die strukturelle Einbindung des Friedhofes als öffentlicher Raum, der auf Trauer und Gedenken ausgerichtet ist. Zweischneidig zu betrachten ist die bewusst so formulierte Offenheit des Ortes als Angebot für „Menschen (nicht nur) in Abschieds- und Trauerprozessen“ (Wächter 2011). Einerseits hat die Analyse bestehender Trauer- und Gedenkorte für Geflüchtete in Deutschland gezeigt, dass eine abstrakte Gestaltung, die nicht explizit auf traumatische Erlebnisse verweist, die Bedürfnisse Trauernder umfassender aufgreifen. Andererseits wäre die Anerkennung des spezifischen Leids, das mit Fluchterfahrungen einhergeht, nicht gegeben. Die „Übernahme“ eines bereits bestehenden Ortes würde außerdem die Beteiligung der Betroffengruppe in Entstehungs- und Entscheidungsprozesse überflüssig machen, was in Rückbezug auf die Forschungsergebnisse negativ zu bewerten wäre. Ein weiteres aus der Forschung abgeleitetes Spannungsfeld wird in diesem Gedankenexperiment deutlich: Erreichbarkeit und Schutz/Privatsphäre. Etwas vom Stadtzentrum entfernt und am Rande des Friedhofes gelegen, bieten die Räume der Stille Betroffenen einen Schutz- und Schonraum, in dem sie ihren Gefühlen freien Lauf lassen können. Trotz guter Busanbindung dauert die Anreise vom Psychosozialen Zentrum mit einem Umstieg etwa 30 Minuten. Die Fahrtzeit könnte sowohl für die individuelle, als auch die gemeinsame Nutzung mit Fachpersonal des Psychosozialen Zentrums eine Hürde darstellen.

Ziel dieses Ausblicks ist es nicht, einen Vorschlag für die Implementierung eines Trauerortes für Geflüchtete in Hannover auszuformulieren. Vielmehr soll die Auseinandersetzung mit bestehenden Strukturen als Reflexionsbasis dienen und Anknüpfungspunkte für eine Überführung in die Praxis liefern. Anhand dieses Gedankenexperiments wurden die aus den Forschungsergebnissen abgeleiteten Punkte deutlich, die dabei zu beachten sind: Die Beteiligung der Zielgruppe in Entstehungs- und Gestaltungsprozesse, die Einbindung in bestehende Strukturen, die Wahl des Standortes in Hinblick auf Erreichbarkeit und Privatsphäre sowie die Verfügung über öffentlichen Raum.

8. Fazit

Ausgehend von den Forschungsergebnissen soll abschließend die Forschungsfrage beantwortet werden: *Wie sind Trauerorte für Geflüchtete in Deutschland konstelligiert und welche gesellschaftlich-politische Bedeutung haben sie?* Die Forschung dieser Arbeit hat gezeigt, dass bestehende Trauer- und Gedenkorte für Geflüchtete in Deutschland einen unterschiedlichen Charakter haben. Die vorangestellte Theorie zu Trauer und Raum greift daher nicht für alle Orte in gleicher Weise. Die Gedenkorte in Biberach, Bremen, Cadenberge und Wuppertal richten sich in ihrer Funktion vergleichsweise „nach außen“. Sie sollen die Mehrheitsgesellschaft sensibilisieren und über Flucht, Verlust und Trauer informieren. Gleichzeitig geht von ihnen in unterschiedlicher Intensität eine Kritik an der deutschen und der europäischen Asylpolitik aus. Genutzt werden sie daher selten von der Betroffenenengruppe, sondern überwiegend von der Mehrheitsgesellschaft im Rahmen von Gedenk-, Informations- oder Protestveranstaltungen. Trotzdem geben die Gedenkorte, ähnlich wie beispielsweise Denkmäler für die Toten der beiden Weltkriege, den Hinterbliebenen einen Rahmen und eine Legitimation für ihre Trauer. Ihre Existenz verstetigt die Anerkennung des Leids im öffentlichen Raum. Mit dem Zugriff auf den limitierten öffentlichen Raum geht ein gesellschaftlicher Konsens einher, dass das Erinnerte sowohl bedeutsam, als auch von einer moralischen Botschaft geprägt ist. Die Gedenkorte materialisieren diese Botschaft. Die häufig in den Interviews genannte herausfordernde Suche nach einem permanenten Standort sowie die Sorge vor Vandalismus und die beschriebenen Übergriffe rechter Gruppen zeigen gleichzeitig, dass dieser Konsens nicht von der gesamten Gesellschaft geteilt wird. Die Trauerorte in Mainz und Düsseldorf richten sich in ihrer Funktion eher „nach innen“. Die Auseinandersetzung mit individuell-subjektiven Trauerreaktionen und -symptomen hat gezeigt, dass Geflüchtete in Deutschland mit besonderen Herausforderungen konfrontiert sind. Sie betreffen vor allem die Unbegreiflichkeit des (plötzlichen) Verlusts, welche durch fehlende Möglichkeiten, sich zu verabschieden, verstärkt wird. Rituale an bedeutungsgeladenen Orten können dabei helfen, den Verlust (be)greifbar zu machen. Sie bringen Zeit und Raum zusammen und bringen Ordnung und Licht in das entstandene Chaos. In Mainz und Düsseldorf wurden dafür Orte geschaffen, an denen sich Menschen, die sonst keinen oder nur erschwerten Zugang zu Räumen der Auseinandersetzung mit dem Verlust und der Trauer haben (z.B. Grabstätten), ihren Angehörigen nahe fühlen können. Sie sind Orte an denen Menschen „continuing bonds“, also die fortwährende Beziehung zu der verstorbenen Person, leben können. Die Forschung hat gezeigt, dass Trauerorte wahrscheinlicher von der Betroffenenengruppe genutzt werden, wenn die individuelle oder kollektive Nutzung des Ortes in bestehende Strukturen, beispielsweise die psychosoziale Versorgung,

eingebunden ist. Ebenso wirkt sich die räumliche Nähe zu diesen bestehenden Strukturen, eine gute Erreichbarkeit, die optische Absonderung des Ortes von der Öffentlichkeit, die Beteiligung der Zielgruppe in Entstehungs- und Entscheidungsprozesse sowie eine abstraktere Gestaltung, die für die verschiedenen Bedürfnisse aller Nutzer*innen offen ist, ohne explizit an das erfahrende Leid zu erinnern, positiv auf die Nutzung des Ortes durch die Betroffenen-gruppe aus.

Trauerorte sind Teil eines komplexen, sozialräumlichen Beziehungsgewebes. Durch die individuelle und kollektive Nutzung des Ortes wird er zum Medium für den Ausdruck von Trauer. Gleichzeitig wird die Trauer mitbestimmt von den Orten, innerhalb derer sie stattfindet. Die Gestaltung der Orte hat dabei einen wesentlichen Einfluss auf die erlebte Trauer. Als Schutz- und Schonräume geben sie Trauernden einen Rahmen, in dem sie ihren Gefühlen freien Lauf lassen können und ermöglichen damit eine Auseinandersetzung mit dem erlittenen Verlust. Durch die Nutzung und die damit einhergehende Bedeutungszuschreibung können sie Orte werden, an denen Hinterbliebene eine fortbestehende Beziehung zu ihren verstorbenen Angehörigen leben können. Insofern haben diese Trauerorte für die Betroffenen-gruppe in erste Linie eine nach innen gerichtete, individuelle Bedeutung. Gleichzeitig aber materialisieren diese Orte eine Anerkennung des Leids und einen gesellschaftlichen Konsens. Das wird vor allem darin sichtbar, dass die Initiativen für die Implementierung solcher Orte bisher nicht von Geflüchteten selbst, sondern von Akteur*innen der Mehrheitsgesellschaft ausgehen. Damit verbunden ist immer auch eine Kritik an den Strukturen, die das Leid geflüchteter Menschen verschärfen. Diese Arbeit leistet durch die ausführliche Auseinandersetzung mit Trauer und Raum einen Beitrag zur Sichtbarmachung der besonderen Situation geflüchteter Menschen in Trauerfällen und leitet daraus die Notwendigkeit für die Schaffung von Trauerorten ab. Die Ergebnisse aus den Interviews mit Initiator*innen bestehender Trauer- und Gedenkorte für Geflüchtete in Deutschland dienen als Reflexionsbasis und liefern Anknüpfungspunkte für eine mögliche Implementierung.

Literaturverzeichnis

Beckert, Heiko (2018): Neben der Ignaz-Kirche in Mainz entsteht ein Trauerort für Kriegsoffer und Tote. In: *Allgemeine Zeitung*, 19.04.2018. Online verfügbar unter https://www.allgemeine-zeitung.de/lokales/mainz/nachrichten-mainz/neben-der-ignaz-kirche-in-mainz-entsteht-ein-trauerort-fur-kriegsoffer-und-tote_18686975, zuletzt geprüft am 20.05.2022.

Braß, Lucia (2016): Eröffnung der Gedenkstätte für die auf der Flucht verstorbenen Menschen. Evangelische Kirchengemeinde Erolzheim-Rot. Online verfügbar unter <https://asyl-bc.de/initiativen/asyl-biberach/events-biberach/eroeffnung-gedenkstaette-flucht-verstorbenen-menschen>, zuletzt geprüft am 20.07.2022.

Braß, Lucia (2018): Das Boot - Gedenkstätte für die auf der Flucht verstorbenen Menschen. Evangelische Kirchengemeinde Erolzheim-Rot. Online verfügbar unter <https://asyl-bc.de/info/gedenkstaette-boot>, zuletzt geprüft am 07.08.2022.

Bremische Evangelische Kirche (2021): Ev. Gemeinde Arsten-Habenhausen. Online verfügbar unter <https://www.kirche-bremen.de/arsten-habenhausen/>, zuletzt aktualisiert am 26.07.2022, zuletzt geprüft am 26.07.2022.

Cadenberge Hilft: Unser Team. Online verfügbar unter <https://www.hadelnhilft.de/%C3%BCber-uns/>, zuletzt geprüft am 26.07.2022.

Cadenberge Hilft (2020): Das neue Denkmal. Online verfügbar unter <https://www.cadenbergehilft.de/denkmal-infos-fotos-und-mehr/>, zuletzt aktualisiert am 04.07.2022, zuletzt geprüft am 04.07.2022.

Canacakis, Jorgos (1999): Ich sehe deine Tränen. Trauern, klagen, leben können. 15. [Nachdr.]. Stuttgart: Kreuz-Verl.

Caritas Biberach-Saulgau: Ökumenische Migrationsarbeit (ÖMA). Online verfügbar unter <https://www.caritas-biberach.de/angeboteundhilfen/fuer-migranten/oekumenische-fluechtlingsarbeit/oekumenische-fluechtlingsarbeit>, zuletzt geprüft am 26.07.22.

Caritasverband Mainz e.V.: Psychosoziales Zentrum für Flucht und Trauma. Online verfügbar unter <https://www.caritas-mainz.de/caritas-vor-ort/mainz/cbjz-st.-nikolaus/psychosoziale-zentrum-fuer-flucht-und-trauma>, zuletzt geprüft am 26.07.22.

Caritasverband Mainz e.V. (2018): Trauerort in Mainz. Der Tod beendet das Leben, aber nicht die Erinnerung. Online verfügbar unter https://www.caritas-mainz.de/cms/contents/caritas-mainz.de/media/dokumente/flyer/dokumentation-trauer/2019-07-05-psz_dokumentation-trauerort.pdf?d=a&f=pdf, zuletzt geprüft am 02.08.2022.

- Dreher, Markus (2016):** Flucht-Gedenkstätte beim "Russen-friedhof". Die Skulptur aus Attenweiler erhält an der Memminger Straße in Biberach ihren Platz. In: *Schwäbische Zeitung*, 17.08.2016. Online verfügbar unter <https://www.kirchenbezirk-biberach.de/aktuelles/pressespiegel/2016/august-2016>, zuletzt geprüft am 20.05.2022.
- Ev. Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen (2018):** Gedenkstein für Flüchtlingsopfer in Arsten. Ev. Kirchengemeinde Arsten-Habenhausen. Online verfügbar unter <https://www.st-johannes-online.de/gedenkstein>, zuletzt geprüft am 02.08.2022.
- Flory, Lea (2022):** Traumasensibler und empowernder Umgang mit Geflüchteten. Ein Praxisleitfaden. Hg. v. Bundesweite Arbeitsgemeinschaft der psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer - BafF e.V. Online verfügbar unter https://www.baff-zentren.org/wp-content/uploads/2022/04/BAfF_Praxisleitfaden_Traumasensibler-Umgang-mit-Gefluechteten.pdf, zuletzt geprüft am 03.08.2022.
- Gläser, Jochen; Laudel, Grit (2009):** Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen. 3., überarb. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Lehrbuch).
- Helfferich, Cornelia (2019):** Leitfaden- und Experteninterviews. In: Nina Baur und Jörg Blasius (Hg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 669–686.
- Holzschuh, Sabine (2006):** Raum und Trauer. Eine praktisch-theologische Untersuchung zu Abschiedsräumen. Würzburg: Echter Verlag (Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge, 65).
- Kachler, Roland (2017):** Meine Trauer wird dich finden. Ein neuer Ansatz in der Trauerarbeit. 1. Auflage. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder. Online verfügbar unter <http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-epflicht-1268910>, zuletzt geprüft am 20.05.2022.
- Kast, Verena (2015):** Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses. 4. Auflage der erweiterten Neuausgabe 2013 (38. Gesamtauflage). Freiburg im Breisgau: Kreuz.
- Klass, Dennis; Steffen, Edith (Hg.) (2018):** Continuing bonds in bereavement. New directions for research and practice. New York, N.Y.: Routledge (Death, dying, and bereavement). Online verfügbar unter <https://www.taylorfrancis.com/books/9781315202396>, zuletzt geprüft am 02.08.2022.
- Kowal, Sabine; O'Connell, Daniel C. (2007):** Zur Transkription von Gesprächen. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 5. Aufl. Reinbek: Rowohlt, S. 437–447.
- Kuckartz, Udo (2016):** *Qualitative Inhaltsanalyse: Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. 3. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

- Lammer, Kerstin (2004): Den Tod begreifen. Neue Wege in der Trauerbegleitung. Zugl.: Kiel, Univ., Diss., 2002-2003 u.d.T.: Lammer, Kerstin: Den Tod begreifen - Trauerbegleitung am Totenbett. 2. Aufl. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Theologie.
- Löw, Martina; Sturm, Gabriele (2019): Raumsoziologie. In: Fabian Kessl und Christian Reutlinger (Hg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden (14), S. 3–22.
- Mathijssen, Brenda (2017): Making sense of death. Ritual practices and situational beliefs of the recently bereaved in the Netherlands. Zurich: Lit Verlag (Death studies, volume 5).
- Mayring, Philipp; Fenzl, Thomas (2019): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Nina Baur und Jörg Blasius (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 633–648.
- Netzwerk für traumatisierte Flüchtlinge in Niedersachsen e.V.: Angebot. Online verfügbar unter <https://www.ntfn.de/angebot/>, zuletzt geprüft am 02.08.2022.
- Netzwerk für traumatisierte Flüchtlinge in Niedersachsen e.V. (2021a): Jahresbericht 2021. Hannover. Online verfügbar unter https://www.ntfn.de/wp-content/uploads/2022/06/Jahresbericht_2021_Druck_V2.pdf, zuletzt geprüft am 31.07.2022.
- Netzwerk für traumatisierte Flüchtlinge in Niedersachsen e.V. (2021b): Kunst: ein Weg zum Verstehen. Betrachtungen aus der kunsttherapeutischen Arbeit mit Geflüchteten. 1. Aufl. Hannover.
- Nußbaum, Margret (2015): Mitten ins Leben hinein. Hg. v. katholisch.de. Online verfügbar unter <https://www.katholisch.de/artikel/572-mitten-ins-leben-hinein>, zuletzt aktualisiert am 07.01.2015, zuletzt geprüft am 02.08.2022.
- Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge in Düsseldorf: Über uns. Online verfügbar unter <https://psz-duesseldorf.de/ueber-uns/>, zuletzt geprüft am 26.07.22.
- Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge in Düsseldorf (2009): Der Trauer einen Ort geben. 1. Dokumentation der Projektgruppe Trauerort. Online verfügbar unter http://www.wiki.psz-duesseldorf.de/images/b/bb/Trauerort_Broschuere.pdf, zuletzt geprüft am 02.08.2022.
- Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge in Düsseldorf (2010): Der TRAUER einen Ort dem ORT eine Form geben. Düsseldorf. Online verfügbar unter http://www.wiki.psz-duesseldorf.de/images/0/0e/Trauerort_broschuere_II.pdf, zuletzt geprüft am 04.04.2022.
- Psychosoziales Zentrum für Flüchtlinge in Düsseldorf (2011): Geschafft! Online verfügbar unter <http://www.trauerort-duesseldorf.de/geschafft/>, zuletzt aktualisiert am 19.09.2011, zuletzt geprüft am 26.07.2022.

Schmidt, Jens (2020): Bronzeplastik "Teppich" in Bremen-Arsten. Online verfügbar unter <https://www.hb-suche.de/bronzeplastik-teppich-in-bremen-arsten>, zuletzt aktualisiert am 30.03.2022, zuletzt geprüft am 30.03.2022.

Scholz, Stephan (2021): Denkmäler für Geflüchtete. Quellen einer postmigrantischen Erinnerungskultur. In: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* (3), S. 592–610. DOI: 10.14765/ZZF.DOK-2104.

Schroer, Markus (2019): Räume der Gesellschaft. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

Seebrücke Wuppertal: Über uns. Online verfügbar unter <https://seebrueckewtal.de/ueber-uns>, zuletzt geprüft am 26.07.2022.

Seebrücke Wuppertal (2022): Gedenkort - Memorial - Mémorial. Online verfügbar unter <https://seebrueckewtal.de/gedenkort>, zuletzt aktualisiert am 04.07.2022, zuletzt geprüft am 04.07.2022.

Seeger, Berthold: Denkort am Großen Erinnerungsweg Oberschwaben. Der "Russenfriedhof" an der Memminger Straße. Online verfügbar unter <https://www.dsk-nsdoku-oberschwaben.de/fileadmin/benutzerdaten/dsk-nsdoku-oberschwaben-de/pdf/ergaenzungsheft/biberach-memminger-strasse-der-russenfriedhof.pdf>, zuletzt geprüft am 09.08.2022.

Sloterdijk, Peter (1998): Sphären. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Stein, Carsten (2022): Seebrücke weiht Gedenkort für Flüchtlinge ein. In: *wdr.de*, 21.05.2022. Online verfügbar unter <https://www1.wdr.de/nachrichten/rheinland/seebruecke-wuppertal-weiht-denkmal-fuer-fluechtlinge-ein-100.html>, zuletzt geprüft am 31.07.2022.

Wächter, Cordula (2011): Die Räume der Stille - Quelle der Kraft. Ein hilfreiches und auch heilendes Angebot für Menschen (nicht nur) in Lebenskrisen auf dem Stadtfriedhof Ricklingen, Abteilung 45. Hg. v. Landeshauptstadt Hannover. Hannover. Online verfügbar unter https://www.hannover.de/content/download/221625/file/Ricklingen_R%C3%A4ume%20der%20Stille.pdf, zuletzt geprüft am 03.08.2022.

Wagner-Rau, Ulrike (2016): Trauer und Raum - Zur Psychologie von Erinnerungsorten. In: Thomas Klie und Sieglinde Sparre (Hg.): *Erinnerungslandschaften. Friedhöfe als kulturelles Gedächtnis*: Kohlhammer, S. 19–36.

Winter, Jay (1995): *Sites of Memory, Sites of Mourning. The Great War in European cultural history*. New York: Cambridge University Press.

Winter, Jay (2012): *Historians and Sites of Memory*. In: Pascal Boyer und James V. Wertsch (Hg.): *Memory in Mind and Culture*: Cambridge University Press, S. 252–268.

Worden, J. William (2011): *Beratung und Therapie in Trauerfällen. Ein Handbuch*. 4., überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern: Verlag Hans Huber (Klinische Praxis).